Polem. 2659 x0/ - 1/2
[Storchenau]

<36631108930012

<36631108930012

Bayer. Staatsbibliothek

P. Marianus.
O. S. B. prof.
Aspac.

Bogm U

Die Philosophie der Religion.

Erster Band.

J. E. Nilson f. Joseph Störcklin Sc. A.V.

Mit Erlaubniß der Obern.

Augsburg,
bey den Gebrüdern Veith.

1775.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schon lange ist es, daß man der Philosophie den Umsturz der Religion aufbürdet.

Der Vorwurf ist ungegründet. Denn Leute, die auf die Stärke ihrer Denkungskraft stolz thun, schmieden sich nach eignem Geschmacke eine Philosophie, und leiten daraus ihre Religion.

Schon lange ist es, daß sich die Philosophie über den Misbrauch beklaget, den man von ihr zum Umsturze der Religion machet.

Die Klage ist billig. Denn Leute, die dem Witze, auf Kosten des Verstan-

des opfern, verdrehen entweder ihre Grundsätze; oder ziehen wohl gar aus den wahren, durch Sophisterey, die ungereimtsten Folgen.

Die ächte Philosophie, wohl angewendet, ist eine der mächtigsten Beschützerinnen der Religion. Dieß unwidersprechlich darzuthun, ist die Absicht der gegenwärtigen Blätter.

Der Verfasser hat sich Mühe gegeben, die abstrakten Wahrheiten in sinnliche Bilder einzukleiden; so viel es die Würde, und Ernsthaftigkeit des Stoffes zugelassen. Er hoffet: sie würden

den dadurch gewissen Classen der Leser verständlicher, angenehmer, und auf das Herz wirksamer werden. Recht saget einer unsrer beßten moralischen Dichter:

Die Wahrheit rührt uns nicht, entblößt,
und ungeschmückt,
Wenn sie die Sinne nicht berückt.
Wer unser Herz erst überwand,
Gewinnt auch leichtlich den Verstand.
Wir bleiben kalt bey kalten Schlüssen;
Sie sausen schwach um unser Ohr.
Wir lernen, wie wir leben müssen;
Und leben, wie zuvor.

APPROBATIO.

Opus, cui titulus: Die Philosophie der Religion, eo magis approbationem meretur, typisque eo dignius eſt; quia non modo orthodoxæ Fidei principiis, ac bonis Moribus nihil contrarium continet: ſed inſuper Atheorum & Libertinorum ſomnia, eorumque palpabiles errores (ut ita loquar) ad captum cujuslibet ſolidiſſime refellit. Optandum igitur, ut juris publici fiat, & ad confutationem inſipientium imprimatur.

Ex Vicariatu Auguſtano.
Die 20. Jul. 1772.

JOANNES HERZ,
S. Theol. Lic. Reverendiſſ. ac Sereniſſ. Archiepiſc. Trevir. & Epiſc. Auguſt. Conſil. eccl. Fiſcalis, Viſitat. Dioeceſ. Canon. ad S. Gertrud: ac Provicarius in Spiritualibus generalis.

In-

Inhalt.

I.

Seite:

Von dem Daseyn Gottes. . . . 1

II.

Die Republik der Atheisten. . . . 28

III.

Anekdoten von Atheisten. 61

IV.

Von dem ächten Begriffe Gottes. 107

V.

Von der Einheit Gottes. . . . 137

VI.

Von der Güte Gottes. 157

VII.

Von der Güte Gottes in Zulassung des physischen Uebels. 177

VIII.

VIII.

Von der Güte Gottes in Zulassung des moralischen Uebels. 208

IX.

Von der Güte Gottes in der Bestimmung der ewigen Strafen. . 234

X.

Von der Gerechtigkeit Gottes. . 267

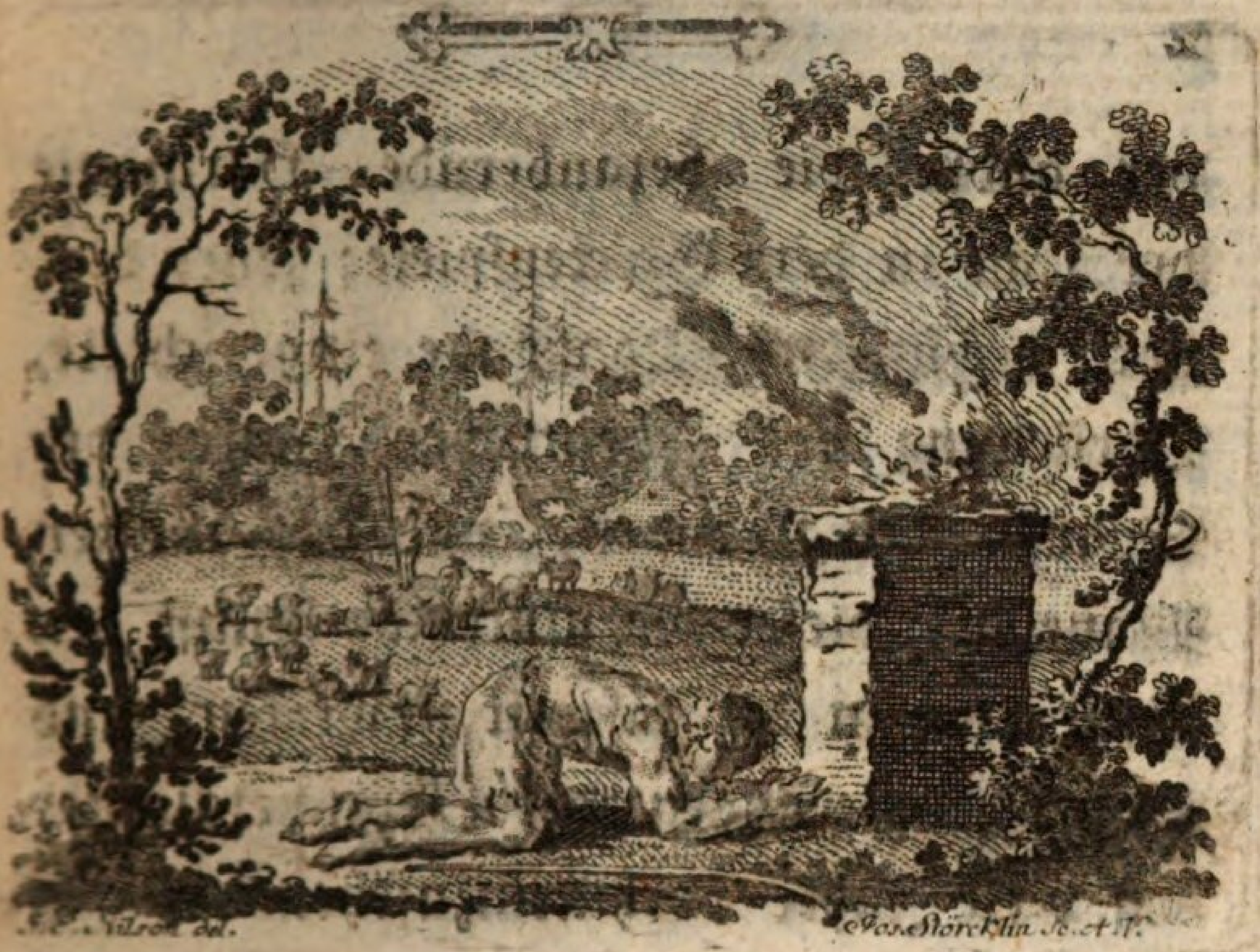
XI.

Von der Vorsehung Gottes. . . 307

XII.

Fortsetzung. 343

Von



Von dem

Daseyn Gottes.

Van der Graven, wenn ich mich recht erinnere, der holländische Kaufmann war es, der zuerst eine künstlich ausgearbeitete Uhr, in dem Haven der chinesischen Stadt Quang-Tcheou feilbot. Die Verwunderung darüber war bey den Einwohnern außerordentlich.

Der eine bewunderte die regelmäßige Bewegung der Zeiger, welche die Stunden, und Minuten so richtig ankündigten;

der andre die bezaubernde Harmonie der Töne in dem Glockenspiele; jener die, nach verjüngtem Maaßstabe eingerichtete, Vorstellung des ordentlichen Laufes der Sonne, des Mondes, und der übrigen Planeten; dieser die glückliche Kunst den Blick auch in die Zukunft zu werfen, und die Verfinsterungen der Himmelslichter auf viele Jahre vorhineinzusehen.

Das Kunststück kann nur ein Mann von sonderbarer Fähigkeit, Weisheit, und Einsicht verfertiget haben: so dachten, und sprachen alle Gegenwärtigen, oder fast alle; denn wir müssen diejenigen ausnehmen, die die allgemeinen Urtheile der vernünftigen Natur, für die irrigen Schlüsse des einfältigen Pöbels zu halten pflegen; weil auch deren einige zugegen waren.

Ihr schließet, rief einer davon mit vielbedeutender Miene aus: ihr schließet, wie ich sehe, ganz zuversichtlich von der Vollkommenheit der Maschine auf die Fähig-

Fähigkeiten des Meisters. Ist es dann so sonnenklar, daß ein Kunststück allezeit der Hände des Künstlers bedürfe? Ihr seyd dumm; Vorurtheile, die mit euch von Kindheit aufgewachsen sind, verblenden euern Verstand. Ich will euch die Wahrheit entdecken. Das Mitleiden, das ich mit eurer Dummheit trage, und mein innerlicher Trieb der Menschenliebe spornen mich dazu an.

Das Werk, das ihr da, so sehr bewundert, ist ohne Meisters Hand, aus bloßem Ohngefähr entstanden. Ein Zufall hat die kleinsten Sonnenstäubchen beweget; ein Zufall hat sie in manchfaltigen Richtungslinien zusammengebracht; ein Zufall hält sie itzt also verbunden; und ein Zufall — — — — Hier wurde dieses unphilosophische Geschwätze durch ein lautes Hohngelächter unterbrochen.

Gut, gut! sprach ganz sachte ein kluger Abkömmling des weisen Confucius.

Da haben wir also ein Kind ohne Vater; ein Hühnchen ohne Ey; eine Pflanze ohne Saamen. Nein! die Wahrheit steht fest: Nichts machet Nichts; wo keine Ursache ist: da ist auch keine Wirkung.

Die Stunden werden nicht angedeutet, wenn sich der Zeiger nicht beweget. Der Zeiger wird nicht beweget, wenn sich die Räder nicht drehen. Die Räder werden nicht gedrehet, wenn die Triebfedern ihre Schuldigkeit nicht thun; u. s. w. Man muß von einer jeden Wirkung, die in der Maschine wahrgenommen wird, auf ihre Ursache zurücke schließen. Warum soll dann der Schluß unrichtig seyn, den wir von dem ganzen Werke auf den Künstler; von der weisen Anordnung, und Verknüpfung aller Theile auf die Weisheit des Künstlers machen?

Genug von dem chinesischen Zanke! wird sich der Leser denken. Wir wollen einmal

einmal zur Sache kommen. Jtzt ist es nicht um einen Uhrmacher: um Gott ist es zu thun.

Zur Sache kommen? Ich dächte: ich wäre mitten darinnen. Die eiteln, und offenbar irrigen Machtsprüche des wahnwitzigen Menschenfreundes; das spöttische Gelächter des chinesischen Pöbels; die kurze aber bündige Rede des confuciusschen Philosophen benehmen meinen Widersachern alle Ausflucht. Denn in der That an dem Daseyn Gottes zweifeln, und im Ernste dafür halten, daß eine Uhr von ohngefähr, ohne Zuthun eines Künstlers, entstehen könne, ist gleichermaaßen widersinnig. Wir wollen die Wahrheit in das gehörige Licht setzen.

Wir wissen zwar nicht viel von diesem unermeßlichen All, das man die Welt nennet: aber wir wissen dennoch, daß in demselben eine ungemein schöne Ordnung, und eine überaus genaue Uebereinstim-

mung der verschiedensten Theile herrschet. Wir dürfen nur die Augen öffnen, um von der Wahrheit überzeuget zu seyn.

Unser Leib, unser selbst eigener Leib saget es uns. Wie viel Theile, und Theilchen der Theile sind an ihm? Ist wohl eines, was dem andern nicht dienet? Ein jedweder Theil ist für sich ein Ganzes, dem weder etwas hinzugesetzet: noch abgenommen werden kann; und dennoch zielet er mit den übrigen auf die Absicht, und den Bau des ganzen Körpers. So sind alle verknüpfet, und untergeordnet, daß sie zusammen ein Ganzes, ein vollkommenes Ganzes ausmachen.

Die Zergliederungskunst hat uns hunderterley Theilchen in dem menschlichen Auge entdecket: trägt nicht ein jedes das Seinige bey, damit der sichtbare Gegenstand in dem netzförmigen Häutchen ausführlich abgebildet werde? Aber auch dieses so schätzbare, so fein ausgearbeitete

Ganze ist nicht für sich gemachet. Es muß mit allen übrigen übereinstimmen, um dadurch dem ganzen Leibe die Vollkommenheit zu verschaffen. Ist dieß vom Ohngefähr?

Der Mensch, vor dessen Wort sich soll die Erde bücken,
Ist ein Zusammenhang von eitel Meisterstücken.
In ihm vereinigt sich der Körper Kunst, und Pracht;
Kein Glied ist, das ihn nicht zum Herrn der Schöpfung macht.
Doch geh durchs weite Reich, das Gottes Hand gebauet;
Wo hier in holder Pracht, vom Morgenroth bethauet,
Die junge Rose glüht, und dort im Bauch der Welt
Ein unreif Gold sich färbt, und wächst zu künft'gem Geld.
Du wirst im Raum der Luft, und in des Meeres Gründen
Gott überall gebildt, und nichts als Wunder finden.

Haller.

Betrachten wir die Erde, die wir bewohnen. Welcher Zusammenhang der verschiedensten Körper! welche Ordnung! welche Abwechselung! Wir bemerken hier eine stetswährende Veränderung; aber eine Veränderung, die immer gleichförmig fortgeht. Viererley Zeiten herrschen alle Jahre; aber die Ordnung wird nie unterbrochen. Nach dem Winter kömmt der Lenz; diesem folget der Sommer, und der Herbst, und abermal der Winter.

Auf gleiche Weise treten nach einander auf, die Morgendemmerung, der Tag, der Abend, die Nacht. Sie theilen unter sich, obwohl ungleich, vier und zwanzig Stunden aus; und ändern das Verhältniß stets. Bald gewinnt der Tag etwas, bald die Nacht: was einem zuwächst, wird dem andern entzogen. Alles das richtet sich nach dem Laufe der verschiedenen Jahrszeiten. Ist dieß vom Ohngefähr?

Ich pflücke eine Nelke in dem Garten meines Freundes. Der balsamische Geruch

ist erquickend; die Mischung der Farben reizend. Meine Ergötzung ist so groß, daß ich mich nach mehr dergleichen Blumen heftig sehne. Ich nehme einige Saamenkörnchen; vergrabe sie in die Erde; sorge für mäßige Wärme, und Feuchtigkeit. Sieh! Es ist noch nicht ein Jahr verflossen; und schon beschenket mich die Natur mit mehrern Nelken, die an der Bildung, an der Größe, an der Farbe, und an dem Geruche der ersten durchaus gleichen. Ist dieß eine Wirkung des Ohngefährs?

Ich spatziere in dem nächst gelegenen Walde; ich sehe hohe Eichen, Fichten, und Tannen mit Lust an. Sollen auch etwann diese Bäume ein Werk des Ohngefährs seyn? Nein, das läßt sich nicht denken; ihr Wachsthum ist allzu regelmäßig. Zuerst löset sich der durch die Feuchtigkeit erweichte Saamen auf; dann keimet ein Sprößling hervor; der nimmt stufenweise in der Höhe, und Dicke zu; bekömmt Aeste, und bringt Knospen, Blüh-

ten, und Früchte zum Vorscheine. Knospen sind nicht Blühten; Blühten nicht Früchte; doch muß der Knospe durch alle dazwischen liegenden Verwandlungen gehen, damit er zur Frucht werde.

In eben diesem Walde erblicke ich große Schaaren geflügelter Einwohner der Bäume; ich sehe ihnen mit Vergnügen zu, wie sie hüpfend, und flatternd, und zwitzernd, trockne Hälme, dürres Gras, klein zerzupftes Moos, oder so etwas zusammentragen; um ein Häuschen zu bauen, wo die Jungen ausgebrütet, geätzet, erzogen werden sollen. Der Bau ist wunderbar; die Gleichförmigkeit, und auch die Manchfaltigkeit erstaunenswürdig. Eine jede Gattung hat ihre besondre Art zu nisten; und keine weichet jemals von dem Gebrauche ab, der so alt ist, als ihr Geschlecht. Aus dem bloßen Anschauen des Nestes können uns die Vögelkundigen mit Gewißheit sagen, ob es des Distelfinkes, oder

oder des Zeisigs sey. Ist das eine Wirkung des Ohngefährs?

Wer hat alle Geschlechter der Spinnen gezehlet? Alle weben, und weben kunstmäßig. Das Gewebe wird immer nach bestimmten Regeln verfertiget; und die Regeln kommen eben so in den Hauptsätzen überein, wie sie in den untergeordneten bey allen Gattungen der Spinnen verschieden sind. O Zweifler! diese Thierchen, diese sonst so verächtliche Thierchen sind deine Lehrer; sie führen dich zu Gott zurücke, da sie dir einen höchsten, und weisesten Gesetzgeber ankündigen. Oder sage, wer ist derjenige, der die Spinnen das Weben gelehret hat? Wer hat ihnen die Gesetze vorgeschrieben? Wer hat ihnen immer nach der Vorschrift zu arbeiten befohlen? Wiederum ein Ohngefähr? Was du mit aller deiner Scharfsinnigkeit nicht ergründen: mit aller deiner Macht nicht bewirken kannst, das hat ein blindes Ohngefähr zu Stande gebracht?

Ferner

Ferner

Baut eine Biberzunft sich nicht ihr nöthig Haus?
Und gräbt den Grund herum zu tiefen Graben aus?
Und trägt auf breitem Schwanz, die Wohnung zu umdammen,
Nach aufgeführtem Zaun, den schweren Leim zusammen?
Wer ahmt den klugen Bau der Biene glücklich nach?
Wer zeichnete den Riß zu jedem Speisgemach?
Wer hat den hohen Rang des Oberhaupts erfunden?
Wer hat den Staat so sehr zu seiner Pflicht verbunden?
Wie ämsig ziehen sie aus unserm Blumenstrauß
Den Honig, und das Wachs für sich und uns heraus?
Der Tausch ist festgesetzt: der Landmann muß den Bienen
Mit Bach und Stock: sie ihm mit Wachs und Honig dienen.
Hier wirkt die Weisheit nur, die im Zusammenhang
Ein jegliches Geschöpf zu seinem Dienste zwang.

Withof.

Wenn

Wenn wir die Augen über uns erheben; wenn wir die Gedanken in die gränzenlose, mit so vielen, und prächtigen Körpern geschmückte Ausdehnung abschicken: Himmel! welche wundervolle Scene öffnet sich! welche Uebereinstimmung der manchfaltigsten Theile fällt uns in das Gesicht! Nichts von den unzehlbaren Fixsternen zu melden, deren ein jeder wahrscheinlich der Mittelpunkt eines neuen Systems ist: Sonne, Erde, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn mit ihren Trabanten machen mit einander das herrlichste Ganze aus. Der Zusammenhang ist geheimnißvoll, und so geheimnißvoll, daß er so gar der Scharfsinnigkeit eines Newtons nicht ganz durchdringlich ist.

Die Sonne läßt den Planeten ihr Licht zukommen; und diese drehen sich, um der Gutthat von allen Seiten zu genießen, um dieselbe stets herum. Ein jeder dieser Himmelskörper beweget sich mit einer gewissen Geschwindigkeit, die nach dem Maaße des

Abstan-

Abstandes bald zu, bald abnimmt; ein jeder durchläuft in einer bestimmten Zeit seine Bahn, und fängt sie nachmals eben so regelmäßig wieder an. Und dieß nicht etwann ein oder anders Jahr; nein, durch Jahrtausende, so lange als das Weltgebäude steht.

Sind diese Körper vom Ohngefähr entstanden; so läßt sich auch nicht zweifeln, daß ihre Bewegung, ihr Zusammenhang eben davon herzuleiten sey. Wie kömmt es aber, daß alles so ununterbrochen, so gleichförmig, und dennoch so manchfaltig ist? Wenn ein Zufall etwas wirken sollte: würde er gewiß zu verschiedenen Zeiten, und in verschiedenen Umständen, auch verschiedene Wirkungen hervorbringen.

Gesetzt aber, die regelmäßige Bewegung der Planeten wäre eine Wirkung des Ohngefährs: wem haben dann die Kometen ihre zu verdanken? Wiederum dem Ohngefähr? O des wunderwirkenden

Ohngefährs! Da diejenigen in einer elyptischen Bahn die Sonne als ihren Brennpunkt, zur bestimmten Zeit umlaufen: schlagen diese einen weit längern, und parabolisch gekrümmten Weg ein; erscheinen nur selten in unserm Gesichtskreise, und verlieren sich bald wieder, öfters auf viele Jahre.

Saget mir, kann das alles ohne festgesetzte Regeln geschehen? kann das blinde Ohngefähr Regeln festsetzen, die nur ein Werk der uneingeschränkten Gewalt, der tiefsten Einsicht in das Zukünftige, und der genausten Kenntniß der natürlichen Eigenschaften aller der Körper seyn können?

Es bleibt also eine unumstößliche Wahrheit: Diese Weltkörper, ihr Zusammenhang und Uebereinstimmung, ihre regelmäßige und dauerhafte Bewegung; die Verbindung der kleinern Theile in jedem Körper; die bestimmten Aenderungen der Jahrszeiten, die steten Abwechslungen der Tage, und Nächte; das ordentliche Wachsthum

thum der Pflanzen, und thierischen Leiber; die natürlichen Kunstwerke der Insekte; mit einem Worte, diese so schöne, so bewunderungswürdige Ordnung des ganzen Weltgebäudes, und jeder einzelnen Theile, ist eben so wenig, als ein künstliches Uhrwerk, vom Ohngefähr hervorgebracht worden.

Ja, ein Gott bewegt die Wunderuhr
Der Welt, die er erfand; beseelet die Natur.
Ein eingeschränkter Arm kann so viel Seltenheiten,
Vollkommner als er selbst, unmöglich zubereiten.
Die Welt, die meinem Blick kaum ihre Schale weist,
Erhält sie durch die Macht von einem höchsten Geist.
Sie ist zu schlecht, in sich die Wirklichkeit zu finden;
Zu schön, von ohngefähr sich aus dem Nichts zu winden.

Wieland.

Wer das Gegentheil behaupten will: der muß nothwendig voraussetzen, daß es eine

eine Materie gebe, die zufälliger Weise also beweget, und in Ordnung gebracht werden könne. Und da, meine Herren! finden sich neue Widersprüche.

Die Materie ist entweder eine aus einem Stücke, und in einem fortgehende Ausdehnung: oder ihre Bestandtheile sind kleine, einfache, wenigstens untheilbare Dinge, Atomen, wie es dem Epikur träumte.

Geben Sie mir das erste zu: so sehen Sie sich bald nach einem ersten Beweger um: Denn diese ausgedehnte Materie wird in einer steten Trägheit, als ein unförmlicher Klumpe, ewig dahinliegen; sie wird sich von sich selbst nimmermehr zertrennen, wie eine helfenbeinerne Kugel nie von sich selbst aus einander fällt. Und ich fürchte sehr, daß wenn Sie von Gott abgehen, jemand gefunden werde, der die träge Materie von ihrem Todesschlafe erwecke.

Aber nein! Sie halten es mit den Atomen, mit den epikurischen Atomen. Dieß

klingt besser im Ohre; und es ist eben nicht nothwendig, mehr auf den Begriff, als auf den Schall Acht zu haben; wie es bey diesen Herren schon fast zur Mode geworden ist.

Nun wohl! Atomen sind es; unzehlbare kleine, unsichtbare, glatt geschliffene, stets hin, und her flatternde Kügelchen, Kögelchen, Würfelchen, und wie solche Körperchen alle heißen. Gut! Nur ein kleiner Zweifel, oder so etwas mehr als ein Zweifel, ist übrig. Es betrifft eben nicht ihr Daseyn; denn das wollen wir hernach untersuchen: ihre Bewegung betrifft es.

Wer hat den Atomen die Bewegungskraft gegeben?

Die fatale Nothwendigkeit der Natur.

Wer hat die Geschwindigkeit, und Richtung, ohne welche keine Bewegung möglich ist, bestimmet?

Eben dieselbe Nothwendigkeit.

Bringen nicht gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen hervor?

Allerdings.

Werden nicht von darum die Geschwindigkeit, die Richtung, und die Bewegung, bey allen den Atomen gleich seyn?

Ohne Zweifel.

Setzen wir itzt, daß sie sich alle nach geraden, oder alle nach krummen Linien bewegen; und eines von beyden ist nothwendig: wie werden sie jemal zusammenkommen? wie an einander anprellen? So lange sich weder die Geschwindigkeit, noch die Richtung ändert: kann der Abstand unter ihnen weder größer, noch kleiner werden. Wo nehmen wir dann den Ursprung eines einzigen Körpers her? Es wird ja dazu erfodert, daß viele Tausende solcher Atomen zusammenstoßen, und beysammen hangend ein Ganzes ausmachen.

Ich wollte gern gegen den Epikur so gefällig seyn, und die von dem Cicero so bitter verhöhnte Abweichung der Atomen

von der geraden Linie, gutherzig annehmen; wenn nur damit etwas ausgerichtet wäre. Allein ich sehe vorhinein, daß weder unter der Bedingung der Zweifel gehoben wird.

Wenn ein jedes Körperchen von der Linie seiner Richtung gleich abweicht: so wird zu Ende, und in der Mitte, und in allen Punkten des durchgelaufenen Raumes, eben der Abstand unter ihnen seyn, der im Anfange gewesen ist. Das ist der gegenwärtige Fall; denn auch diese Abweichung würde eine Wirkung der fatalen Nothwendigkeit, und folglich bey allen Atomen gleich seyn. Es sey dann: man wolle aus Nichts etwas machen; eine Wirkung ohne Ursache erdichten; und uns mit Blendwerken äffen; wie es dem Epikur zu thun gefiel.

Die Schwierigkeiten, die sich bey Untersuchung des Ursprungs der Materie äußern, sind noch weit größer, weit erheblicher; sie sind unübersteiglich. Es muß klar, und deut-

deutlich erwiesen werden, woher die Materie das Daseyn genommen habe; und da verstummen die Gottesleugner, oder bringen nur solche Dinge auf die Bahn, die weder ein griechischer, noch ein lateinischer, noch ein deutscher Philosoph, noch ein vernünftiger Mensch versteht.

Die Materie hat einmal das Daseyn. Wohl! Hat sie dasselbe von Ewigkeit gehabt, oder in der Zeit bekommen? Hat sie dasselbe in der Zeit von sich selbst, oder von jemand andern bekommen? Dieß sind Fragen, die mit Ja, oder Nein, gut lakonisch, sollen beantwortet werden.

Etwas bekommen setzet voraus, dasselbe einmal nicht gehabt haben: etwas bekommen setzet das Daseyn eines Gebers voraus. Und gleichwie die Gabe von dem Geber: so muß auch der Geber von dem, welchem etwas gegeben wird, unterschieden seyn.

Daraus ziehe ich mit eurer Erlaubniß den Schluß. Die Materie hat ihr Daseyn

in der Zeit bekommen: so ist dann jemand, der es gegeben hat, und der ist Gott. Hier entwischet ihr mir nicht: gehet nur lieber, fein geschwind, zur andern Partey über; umschaffet eure Materie, und machet aus ihr ein schlechterding nothwendiges Wesen. Vielleicht daß ihr glücklich genug seyd, um ihre ewige Existenz zu behaupten. Aber alsdann werdet ihr auch zugeben müssen, daß der Zirkel viereckig seyn kann; denn eines, wie das andre, ist widersinnig, und keines läßt sich denken.

Eine schlechterdings nothwendige Materie! Was will das sagen?

Das will sagen: eine Materie, die sowohl an und für sich, als nach allen ihren Bestandtheilen betrachtet, also existiret, daß das Gegentheil, nämlich das Nichtexistiren, einen Widerspruch in sich enthält.

Nie findet ein Widerspruch Platz, als wenn wir eine Eigenschaft leugnen, die der Sache für sich betrachtet, vermöge ihres Begriffes zukömmt. Der Begriff der Materie

terie für sich betrachtet, hält keinesweges das Daseyn in sich; denn wir können sie als bloß möglich, uns ganz klar und deutlich vorstellen. Wer also das Daseyn der Materie für sich betrachtet, leugnet, widerspricht sich nicht: nein, er behauptet vielmehr das Wahre, das ist, ihre Zufälligkeit.

Ja zufällig ist sie, die Materie für sich betrachtet; nicht unumgänglich nothwendig. Ein nothwendiges Ding muß zugleich dem Wesen, und allen Eigenschaften nach, unendlich seyn; es kann ihm an keiner möglichen Vollkommenheit mangeln. Vernehmet den Beweis.

Das Wesen des Dinges enthält in sich den zureichenden Grund aller Eigenschaften. Ist also eine Eigenschaft unendlich: so ist es auch das Wesen; weil doch nimmermehr das Eingeschränkte der Grund des Uneingeschränkten seyn kann. Und wo das Wesen selbst unendlich ist, da sind es auch alle daraus sprossenden Eigenschaf-

ten. Nun aber die unumgängliche Nothwendigkeit im Existiren ist ohne Zweifel eine unendliche Eigenschaft; denn in dieser Art kann keine größere gedacht werden. Fasset diese Grundsätze gut zusammen; sie führen euch gerade zu dem Schlusse: daß das Ding, was nothwendig existiret, schon von darum ein höchst vollkommenes, ein unendliches Ding ist.

Können wir das der Materie zueignen? können wir vernünftiger Weise, vermuthen, daß ihr Wesen, ihre Eigenschaften, sie selbst von allen Seiten unendlich sey; daß ihr keine mögliche Vollkommenheit fehle? Ich dächte: nein. Das Vermögen zu denken, zu wollen, und tausend andre, deren Besitzes wir uns selbst bewußt sind, sind in der That Vollkommenheiten, woran die Materie keinen Theil nimmt.

Eben dieß gilt auch wider die nothwendige Existenz ihrer Bestandtheile.

Sprich,

Sprich, woher ist die Schaar unzehlicher Atomen,
Die keinen Ursprung kennt, zu stetem Seyn gekommen?
Findt sich in ihnen selbst ein Keim der Wirklichkeit,
Der ohne fremde Kraft, im Schooß der Ewigkeit
Durch innern Leben sproßt? Nein, was sich selbst umgränzet,
Besitzt die Stralen nicht, wovon die Gottheit glänzet.
Ein unbelebter Staub, dem innre Form gebricht,
Den nichts Vollkommnes schmückt, erhält sich selber nicht.

Wieland.

Und da stößt uns noch eine andre Schwierigkeit auf. Man kann billig fragen, ob die Zahl dieser Theile endlich, oder unendlich sey.

Das erste behaupten, und die unumgängliche Nothwendigkeit vernichten, ist einerley. Denn, wenn die unumgängliche Nothwendigkeit an eine bestimmte Zahl

gebunden wird: so höret sie auf, eine solche zu seyn, und wird in die bedingte Nothwendigkeit verwandelt; weil die Bestimmung der Zahl wieder einen Bestimmenden voraussetzet; und also eine Bedingung ist, die vor der Nothwendigkeit hergeht.

Nichts zu melden von dem sehr gegründeten Zweifel, der einem denkenden Kopfe ganz natürlich einfallen müßte. Warum sind eben so viel Theile nothwendig? warum nicht mehrere? warum nicht wenigere? Sind nicht mehrere für sich möglich? Hängt nicht die Wirklichkeit des unumgänglich Nothwendigen bloß von seiner innerlichen Möglichkeit ab? Tausend dergleichen Fragen können von einem nicht sehr witzigen Kopfe aufgeworfen: keine von dem witzigsten beantwortet werden.

Das zweyte vertheidigen, das ist, die Zahl der besagten Theile unendlich machen, heißt eine Sache, die, vermöge ihres Wesens, des Zuwachses stets fähig ist, für

unfähig vergrößert zu werden, erklären; heißt den unbeschränkten für sich leeren Raum mit unendlichen Atomen ganz anfüllen: in welchem Falle nicht einmal die Bewegung eines einzigen Stäubchens Statt fände.

Was immer für eine Materie, wir uns also denken: so hat sie niemal das Daseyn, und die, zur Erzeugung der Weltkörper erfoderte Bewegung, von sich selbst haben, oder sich selbst geben können. Ein Schöpfer, ein Beweger ist schlechterdings nothwendig, und zwar ein ewiger; denn im Gegentheile würde der Knote nicht aufgelöset: mehr verworren würde er werden.

Das ist der unleugbare Ausspruch der Vernunft. Möchten Sie ihm nicht beypflichten, meine Herren? Sie, die sich mit so großem Geräusche, für die eifrigsten Verehrer der Vernunft ausgeben? Und werden Sie ihm beypflichten, wenn Sie fortfahren, an dem göttlichen Daseyn zu zweifeln?

Die
Republik der Atheisten.

Hitzig zankten sich Eudox, und Theophrast über das Wörtchen Atheist; da unversehens Philaleth in das Zimmer trat. Daß es einen Gottesleugner bedeute; in dem kamen sie überein; denn beyde verstunden so ziemlich griechisch. Aber die eigentlichen Gesinnungen des Atheisten deutlich aus einander zu setzen, das war der große Punkt; und darüber zertheilten sich die Meynungen.

Philaleth lächelte dazu, und weil seine Gelehrtheit schon bekannt genug war, fiel es ihm nicht schwer, das Zutrauen der streitenden Parteyen bald zu gewinnen. Darauf fieng er, mit ihrer Genehmhaltung, also zu reden an.

Meinem Begriffe nach, ist ein Atheist ein Mann, der das Daseyn Gottes, und

mit dem Daseyn Gottes die allgemeine, und besondre Vorsehung; die im künftigen Leben vorbehaltenen Belohnungen der Tugend, und Strafen des Lasters; die endlose Währung der menschlichen Seele, und was damit unmittelbar verknüpfet ist, schlechthin wegleugnet.

Ein Mann, der dafürhält, daß der Mensch von dem unvernünftigen Viehe insgemein, nur der Leibesbildung: und von den afrikanischen Pongos, ostindischen Oran-Utang, oder swiftischen Yahoos insonderheit, nur der Erziehung nach, unterschieden sey.

Ein Mann, der keine ächten Begriffe von der Tugend, von der Ehrbarkeit, von dem höchsten Gute, und dem großen Endzwecke der Schöpfung haben kann; weil er den ewigen, und unveränderlichen Unterschied gewisser menschlichen Handlungen, vermöge dessen eine innerlich gut: andere böse sind, und das daraus fließende Naturrecht aufhebt. Folglich ein Mann,

dem

dem alle Handlungen an und für sich gleichgültig scheinen müssen; als zum Beyspiele: seinem Vater den Dolch ins Herz stoßen, oder ihn mit eigner Lebensgefahr, aus den blutdürstigen Händen seiner Feinde entreißen.

Ein Mann, nach dessen Meynung der Stärkere der natürliche Herr des Schwächern ist. Nach dessen Meynung alles Recht durch die größere Gewalt: alle Verbindlichkeit durch die Schwachheit, durch den Mangel der Kräfte, dem andern zu widerstehen, bestimmet wird. Nach dessen Meynung die bürgerlichen Gesetze ihr ganzes Ansehen, nur dem Vermögen äußerliche Zwangsmittel anzuwenden, schuldig sind. Nach dessen Meynung nur in die Augen fallende Handlungen von den Obrigkeiten geboten, oder verboten werden können: heimliche aber, und verborgene Schandthaten, Betrügereyen, Ränke, Untergrabungen seines Mitbürgers erlaubt sind, so bald sie das eigne Interesse befördern.

Dieß ist das wahre Bild eines Atheisten; so male ich ihn mir, in meinen Betrachtungen ab. Haben Sie dawider etwas einzuwenden?

Die Freyheit, sprach Eudox: mit der Sie ihr Gemälde verfertiget haben, könnte einigen anstößig seyn. In der That, Sie scheinen den Atheisten, ohne Grund, allzu viel zur Last zu legen. Den Ausspruch schien auch Theophrast mit einem gewissen Kopfwiegen bestätigen zu wollen. Und so wurden sie eins.

Ohne Grund? erwiederte Philaleth: und zuviel? Den zweyfachen Verdacht werde ich mit leichter Mühe von mir ablehnen.

Der Atheismus ist unleugbar die höchste, und letzte Stufe der Freydenkerey. Er ist der Mittelpunkt, woraus alle ungereimten Meynungen, alle widersinnigen Aussprüche, alle Irrlehren in der Religion, die immer in den Schriften der ältern, und jüngern Freygeister vorkommen,

ent-

entspringen; und wohin sie wieder zusammenfließen. Nun, wer wird mir in meinem Gemälde, nur einen einzigen Zug ausfindig machen, wovon nicht irgendwo das Original, wenigstens in einer englischen, oder französischen Brochure, aufzuweisen wäre? Treulich habe ich copiret, und nur copiret; nichts ist von dem Meinigen hinzugesetzet worden.

Ich kann Philalethen meinen Beyfall unmöglich versagen; mit völliger Ueberzeugung, stimme ich seiner Meynung bey.

Wären auch nicht alle die Irrsätze in den artigen Werken, oder Werkchen der schönen Geister anzutreffen: so würde doch Philaleth deswegen nichts verlieren. Die ungemeine Fruchtbarkeit des Grundsatzes: es ist kein Gott: schützet ihn genug wider alle Einwürfe.

Nur wenige von unsern schönen Philosophen leugnen das Daseyn Gottes: die Unsterblichkeit der Seele hingegen fast der

halbe

halbe Theil. Wie viel mehr muß sich das ein Atheist schmecken lassen; wenn er der Mühe werth hält, nach seinen Grundsätzen zu räsonniren?

In Wahrheit, ich wüßte nicht, was wir mit der Seele, nach der Zerstörung des Körpers anfangen; wohin wir sie verbannen; was für Unterhaltung wir ihr anweisen sollten: wenn kein Gott da wäre. Nichts könnte damals vernünftiger seyn, als daß wir sie mit dem Leibe zu Grund gehen ließen; gleichwie sie mit dem Leibe, von dem sie ohne dieß, in der allerliebsten Hypothese nicht einmal unterschieden wäre, hätte von ohngefähr entstehen müssen. Auf eine Belohnung der Tugend, oder auf eine Bestrafung des Lasters nach dem Tode zu denken, würde, gelinde zu reden, närrisch seyn. Der Mensch fienge an, und hörete auf zu leben, nach Art der wilden Thiere.

Seyn Sie nun so gütig, meine Herren! und sagen Sie uns den wahren Un-

terschiedscharakter zwischen dem Menschen, und Viehe. Ziehen Sie aber unmaaßgeblich, auch den scharfsinnigen Herrn Rousseau zu Rath. Er hat das Räthsel witzig aufgelöset; da er sich gefallen lassen, gegen das ganze menschliche Geschlecht so höflich, oder unhöflich zu seyn, daß er den ursprünglichen, und seligen Stand des Menschen, im nackenden Herumirren in finstern Wäldern; im Eicheln, und Wurzeln Fressen; im sorglosen Schlafen, und Nichtsthun; mit einem Worte, in bloßer Ausübung viehischer Handlungen bestimmet hat. Ich will indessen meinen Zweck verfolgen.

Ein Feind Gottes ist nothwendig auch ein Feind des Naturrechts. Thürmest du Berge auf Berge, um jenen aus dem Himmel zu stoßen: so reißest du zugleich dieses aus den Herzen der Menschen, in welchen es sonst so tief eingepräget liegt.

Das Naturrecht gründet sich von der einen Seite auf den wesentlichen, und ewigen Unterschied der guten, und bösen

Hand-

Handlungen: von der andern auf die unendlichen Vollkommenheiten Gottes, vermöge deren er nothwendig das Gute wollen, und das Böse nicht wollen muß. Beydes fällt zu Boden, wenn kein Gott existiret.

Die innerliche Güte, oder Bosheit gewisser Handlungen läßt sich nur in ihrer Beziehung auf die Endabsicht der Schöpfung, und besonders des Menschen: die Endabsicht aber nur in der Beziehung auf die Vollkommenheiten des Schöpfers, die durch die freyen Handlungen der vernünftigen Geschöpfe geoffenbaret werden sollen, verstehen. So bald wir also festsetzen: es gebe keinen Gott; so höret augenblicklich diese Beziehung, und folglich aller Unterschied der Handlungen auf; eine jede wird, an sich betrachtet gleichgültig; keine mag gut: keine böse mit Fug geheißen werden.

Wo wird dann also der Atheist die richtigen Begriffe von der Tugend, und dem Laster; von dem Ehrbaren, und Un-

ehrbaren; von dem Gerechten, und Ungerechten hernehmen?

Hier sind die Tugenden, die wir am höchsten preisen,
Nur Namen ohne Kraft, und Grillen blöder Weisen;
Die schlauer Stolz erzeugt, Verstellung prächtig macht,
Der leichte Pöbel ehrt, und wer sie kennt, verlacht.
Bey ihnen zeugt die Furcht der Tugend edle Triebe;
Der Menschheit Feder ist allein die Eigenliebe.

Haller.

Wenig habe ich gesaget. Die Ungereimtheiten vermehren sich immer; wie länger wir der Sache nachdenken. Das Gute wird die Natur des Bösen: das Böse die Natur des Guten annehmen; die Tugend wird zum Laster: das Laster zur Tugend werden.

Wenn kein Gott zu fürchten; kein zukünftiges Leben zu erwarten ist: so ist das höchste Gut des Menschen sein gegenwär-

tiges Leben; sein eigenes Selbst, und die Erhaltung, und das Wohlseyn desselben sein einziger und letzter Zweck. Sinnliche Wollüste, Unterdrückungen, Verrätherereyen, Todschläge, Meyneide: alles, was und wenn es den Genuß des Daseyns süßer, und angenehmer machet, sind unschuldige Mittel; deren sich zu gebrauchen ein jeder einzelner berechtiget ist, so bald er die dazu erfoderten Kräfte besitzt. Heißt dieses nicht: die Gewalt bestimmet das Recht: der Stärkere ist der Herr des Schwächern?

Aber diesem Unheile würden die bürgerlichen Gesetze steuern? Vielleicht daß die Laster nicht öffentlich ausbrechen: daß sie nicht zwischen zwoen Wänden ausgeübet, oft und kühn ausgeübet werden, gewiß nicht.

Gesetze! ehrwürdiger Name! aber nur ein Name. Euer Grundpfeiler ist in Stücke zerfallen; das Licht der Natur ist verloschen. Woher werdet ihr das nothwendige Ansehen, die Furchtbarkeit entlehnen?

Nur die äußerliche Gewalt bleibt übrig, euch zu unterstützen. Werdet ihr damit in die Herzen der Bürger eindringen? ihre geheimen Ränke verhindern, unterdrücken, bestrafen?

Alles hat seinen Grund; und also ist auch ein Grund vorhanden, warum ich mir so viele Mühe gegeben habe, den Begriff, den sich Philaleth von den Atheisten gebildet hat, zu bestätigen. Ich will nur aufrichtig seyn, und das frey bekennen, was schon die meisten meiner Leser werden bemerket haben. Ich wollte mir den Weg, zur Auflösung eines nicht weniger bekannten, als erheblichen Problems bahnen.

Man fraget schon seit etlichen hundert Jahren: Ob eine Republik, aus lauter Atheisten lange fest stehen würde, oder könne?

Tausendmal ist schon mit Nein geantwortet worden. Aber die lieben Herren Philosophen nach der Mode wollen es nicht

nicht gelten lassen; sie wärmen immer den alten Kohl auf.

Plutarchen werden wir nicht Unrecht thun, wenn wir sagen: daß er der erste die Frage mit Ja entschieden habe. Freylich ist es nur im Vorbeygehen, und durch Umschweife geschehen; da er zu beweisen gesuchet: daß die Vielgötterey ein grösseres, und schädlicheres Laster, als der völlige Unglauben sey.

Weit hitziger hat die Sache der witzigste Philosoph des vorigen Jahrhundertes, der Philosoph, der zu Rotterdam sehr viel gedacht; mehr geschrieben; am meisten gezweifelt hat; der berühmte Herr Verfasser der verschiedenen Gedanken bey Gelegenheit des Kometen u. s. w. angegriffen. Auf alle Seiten hat er sich gewendet; alle möglichen Scheingründe hat er zusammengeraffet, um nur einigermaaßen wahrscheinlich zu machen: daß eine Republik der Atheisten so gut, und so fest stehen könne, als immer eine der Heiden, oder wohl auch der Christen.

Uns scheint die Frage sehr wunderlich, und mit der folgenden einerley zu seyn: ob viele in sich verschiedene Endzwecke nur einen ausmachen; oder ob viele unter sich nicht übereinstimmende Theile übereinstimmen, und auf ein Ganzes zusammenpassen können; oder deutlicher zu reden: ob zweymal zwey eins sey?

Aber freylich, das hieße Sturm laufen, oder gar in der Mitte der Festung eine Mine springen lassen, wodurch das ganze Gebäude auf einmal im Rauch aufgienge. Und das wollen wir nicht; wir wollen nicht zu gähe seyn.

Der menschliche Körper ist seit den Zeiten des römischen Bürgers Menenius Agrippa ein alltägliches, sehr abgenütztes Bild, ich bekenne es; aber es ist doch vielleicht das einzige, was den innern Zustand einer dauerhaften, und glückseligen Republik genau ausdrücket. Der Kopf muß mit allen übrigen Gliedern; und diese unter sich eine bestimmte natür-

liche Verbindung haben; damit das Leben, die Gesundheit, und die Kräfte des ganzen Leibes erhalten werden.

Desgleichen wird zur Errichtung, zur Dauer, und zur Glückseligkeit des Staats erfodert, daß der Regent mit den Unterthanen: und diese unter sich sittlicher Weise verbunden sind. Und woraus soll diese zweyfache Verbindung entstehen?

Die erste aus der väterlichen Liebe, aus der Sorge für das gemeinschaftliche Wohl, aus dem gerechten Gebrauche der Gewalt von der Seite des Regenten; und aus der kindlichen Liebe, aus der Ehrfurcht, aus dem Gehorsame von der Seite der Unterthanen.

Die zweyte aus der wechselseitigen Liebe, Treue, Aufrichtig- und Dienstfertigkeit; aus dem gemeinschaftlichen Bestreben nach dem allgemeinen Beßten; auch mit Verleugnung seiner Eigenliebe, und Hintansetzung seines Privatinteresse, wenn es also die Noth erheischet.

Sind nicht das die Bande, ohne welche der Körper eines jeden Staates nothwendig in Stücke zerfallen muß? Sind sie aber auch in der atheistischen Republik stark genug, den erfoderten Zusammenhang zu bewirken?

O Gott! wie leicht sind sie zu zerreißen, wenn sie nicht mit der Ehrerbietung gegen das Gesetze, das du den Herzen deiner Geschöpfe eingedrücket; wenn sie nicht mit der Hoffnung der Belohnung, und mit der Furcht der Strafe, deren Austheilung du, auf das künftige Leben vorbehalten hast, verflochten werden!

Ein Regent, der das allsehende Auge des Schöpfers nicht scheuet; der das strenge Urtheil des höchsten Richters nicht fürchtet; der, weil er nach dem Tode nichts erwartet, die Krone und den Zepter für das höchste Gut ansieht, ein solcher Regent wird niemal das Heil des gemeinen Wesens aufrichtig zu befördern suchen; er wird nie für die Untergebnen, denen er

als Sklaven begegnen wird: für sich, für seine Gemächlichkeit, für seinen Stolz, für seine Casse, für seine Macht wird er sorgen. Womit sich die ungestümmen Begierden befriedigen lassen, das wird ihm alleine gut: was die Gewalt ausrichten kann, alleine gerecht scheinen; sollte es auch Hab und Gut, Blut und Leben der Bürger kosten.

Ein atheistischer Unterthan, für wen wird er seinen Fürsten ansehen? Für einen Menschen, der ihm in allen, außer der Gewalt, gleich kömmt; der sich keines Vorrechtes, als etwa der Ehre, und Würde, des Reichthumes, der Macht anmaaßen darf; der nicht befugt ist, etwas zu befehlen, was er nicht mit Gewaltthätigkeit erzwingen kann. Und diesem Menschen soll er kindliche Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam erweisen, in dem Herzen, und mit dem Herzen erweisen?

Der sich dessen überreden will, verräth eine seichte Kenntniß des menschlichen Herzens;

zens; er bemerket nicht, was doch meistens zu bemerken ist, daß der Mensch, von dem angebohrnen Hange zur Freyheit angetrieben, allezeit denjenigen heimlich hasset, dessen Gewalt er fürchtet; er bemerket nicht, daß sich der Haß durch nichts ersticken läßt, als durch das gegründete Urtheil von der guten Absicht, und Billigkeit der Befehle, und von der gerechten Ausübung der Macht; er bemerket endlich auch nicht, daß den Gottesleugner nichts veranlassen kann, so ein günstiges Urtheil von seiner Obrigkeit zu fällen.

Ich weiß nicht, wie es kömmt. Bin ich zu leichtgläubig; oder ist es Wahrheit, was mir den Beyfall ablocket?

Man saget mir: es sey in allen wohleingerichteten Staaten gewöhnlich, daß der Regent öfters einen Eid von seinen Unterthanen abfodert; besonders wenn mehr daranliegt, daß sie treu und gehorsam sind. Und ich glaube es.

Man saget mir: es werde dem Monarchen, wenn er zum erstenmale den Thron besteigt, von allen die Huldigung geleistet; der neugeworbene Soldat schwöre zur Fahne; der ein wichtigers Amt in dem gemeinen Wesen antritt, verpflichte seine Treue mit einem Eide; und ein Schwur entscheide nicht selten die verworrensten Rechtshändel. Auch das glaube ich.

Und eben so gerne glaube ich, daß ich den Ursprung dieses Gebrauches in der Geschichte vergebens suchen würde.

Was haben wir aber daraus zu schließen? Daß er so alt ist, als immer ein Staat; und daß er sich gründet auf die einstimmige Meynung der weisesten Gesetzgeber von jeher, des Amasis, des Zoroasters, des Radamanths, des Solons, des Lykurgs, des Romulus, des Numa, und hundert anderer, die alle für gewiß hielten, daß der schuldige Gehorsam der Unterthanen, die öffentliche Sicherheit, die sittliche Ordnung, und das daraus ent-

sprin-

springende Heil des ganzen Staates, nur aus der lebhaften Ueberzeugung von dem Daseyn, und der Vorsehung Gottes herfließen kann.

Ist das Band, was den atheistischen Bürger mit seinem Haupte verbindet, ein dünner Faden, den die schwächste Kraft zerreißt: so ist dasjenige, was ihn mit seinen gleichgesinnten Mitbürgern verknüpfet, ein Spinnengewebe, das ein Hauch zernichtet.

Die Gottesleugner sind Leute, die das Leben, das Vergnügen, den Säckel, und zuweilen auch die Ehre, für das höchste, und letzte Gut achten. Dergleichen Leute sind immer dem Anfalle der heftigsten Leidenschaften ausgesetzet; und der scheußlichsten Laster fähig. Allein fähig? Sie üben sie auch im Werke aus, öffentlich oder heimlich aus, so oft sich dazu die Gelegenheit darbietet. Und wann ist nicht so eine Gelegenheit da; besonders wenn man sie sorgfältig selbst aufsuchet?

Verrio ein wackerer Atheist, hat Anverwandte und Freunde. Er scheint sie zu lieben, und zu ehren: aber nur ein Schein ist es; denn in der That, liebet er sich alleine, und andre nur so lange, als sie seinem Eigennutze dienen; als sie seinen ungezäumten Begierden, seinem Glücke nicht im Wege stehen.

Klito bisher sein Herzensfreund bewirbt sich um jene einträgliche Ehrenstelle, worauf Verrio seine gewinnsüchtigen Augen schon längst geworfen hatte. Den Augenblick wird das geheiligte Band der Freundschaft zerrissen. Zwar will er sichs nicht merken lassen; und um Zeit zu gewinnen trägt er selbst dazu dem Klito seine Dienste an. Unter hundert Versicherungen verpflichtet er sich, ihm nach seinem Vermögen beyzuspringen, und das Unternehmen zu unterstützen. Indessen hält er schon erkaufte Schmeichler, und eigennützige Diener bereit. Diese schicket er allenthalben aus, um Lügen auszustreuen,

schändliche Laster zu erdichten, und also den ehrlichen Klito um den guten Namen, um den durch verjährte Verdienste erworbenen Ruf eines geschickten Staatsmannes, und um alle öffentliche Bedienung auf lebenslang zu bringen.

Erast ist ganz von sich eingenommen; und sein Hochmuth allen Mitbürgern unerträglich. Nur diejenigen achtet er seines Umganges würdig, die sich seinem Stolze tief genug beugen. Die seine Talente nicht zu schätzen wissen; die nicht alles, was er redet, und thut, bewundern, sind Thoren: die sich aber erkühnen, etwas an ihm zu tadeln, Feinde, welche er mit einem unversöhnlichen Hasse, auch bis auf den Tod verfolget.

Dem unvorsichtigen Medon ist ein Wort entflogen, wodurch Erast sich beschimpfet hält. Er wütet, tobet, sinnt auf Mittel, sich zu rächen. Und den Tag hernach, ist schon der eingebildete Beleidiger mit Gift aus dem Wege geräumet.

Kleons Geldgeiz ist unersättlich; ein Abgrund, der sich nicht erfüllen läßt. Er weiß, daß Sophron sein Nachbar, ein schönes Vermögen besitzt. Er hat weder Rast, noch Ruhe; Tag und Nacht ist er auf Mittel bedacht, dasselbe zu erhaschen: und alle sind ihm gleichgültig, wenn sie nur die Absicht befördern.

Sophron ist ein Betrüger; er hat den Reichthum ungerechter Weise auf sich gebracht; er hat von Kleons Vater zehntausend Reichsthaler geborget; und die Schuld bis auf diese Stunde nicht bezahlet. Geschwind her! der Schuldbrief wird aufgesetzet; Sophrons Hand nachgeahmet, und das verfälschte Siegel aufgedrucket. Aber es werden auch Zeugen nöthig seyn; Zeugen, die sich kein Bedenken machen, beym Gerichte einen Meyneid zu schwören. Sie sind schon da; denn was vermag das Geld nicht?

So wie Kleon von den hintergangenen: so bringt sich Adrast von den bestochenen

chenen Richtern, einen günstigen Ausspruch zuwege. Seit zwanzig Jahren verwaltet er die Waisengelder. Die ganze Stadt sieht, daß die Waisen darben, und er im Ueberflusse schwimmt. Es wird die Rechnung gefodert. Billig! saget Adrast. Innerhalb vier Wochen will ich sie dem Gerichte vorlegen. Die Zeit kömmt, Adrast erscheint; die Rechnung wird gutgeheißen, und er in seinem Amte bestätiget. Was Wunder? Der Goldglanz hat die Augen der Gottesleugner blöde gemachet, so blöde, daß sie keinen Fehler haben sehen können.

Aret, ein Muster der ausschweifenden Jugend, kann unmöglich die herben Verweise seines, wie er vorgiebt, mürrischen Vaters länger anhören. Ueber das kann er nun auch kein Geld mehr von ihm wieder erbitten, noch ertrotzen. Und borgen will niemand etwas, weil schon ohne dieß seiner Gläubiger sehr viele sind.

Was thue ich? denkt Aret. Mein Vergnügen ist mir das schätzbarste Gut; außer dem habe ich nichts zu hoffen — Das Leben meines Vaters steht demselben entgegen — Sein Tod kann es, durch das hinterlassene Erbe, ungemein befördern —

Während der Berathschlagung, wandelt den guten Alten eine kleine Unpäßlichkeit an. So wenig sie an sich bedeutet: so schnell wird sie durch die Kunst des Arztes, den der junge Herr schon auf seine Seite gebracht hat, tödlich.

Kleanth ist ein Weichling; er kennet keine Glückseligkeit, als in dem Genuße sinnlicher Wollüste. Für diese scheint er nur dazuseyn; diesen setzet er Schätze, Ansehen, guten Namen nach; diesen opfert er Gesundheit, Unschuld, ja das Leben seiner Mitbuhler auf.

Inzwischen verstreichen die Jahre; das graue Alter kömmt herbey; und Kleanth wird von einer gefährlichen Krankheit über-

fallen. Hier ist der schreckbare, und verzweifelungsvolle Zeitpunkt für ihn.

Die Leibsschmerzen wachsen von Stunde zu Stunde; die Hoffnung einer vollkommenen Herstellung verlischt; die niederträchtigen Schmeichler verschwinden. Er sieht sich von allen verlassen; und findet sich unfähig, jemals wieder, die Freuden des wollüstigen Lebens zu genießen. Gewohnt nur in Ueppigkeiten zu schwimmen, kann er unmöglich diesen Verlurst, und die Heftigkeit der Schmerzen ertragen. Er wird also des Lebens müde; und wie sollte er es nicht werden?

Die angenommenen Grundsätze, und die angewöhnte Lebensart führen ihn gerade zu dem Entschlusse: die körperliche Maschine, aus der er schon vorlängst, die Seele hinausräsonniret hat, durch einen Pistolenschuß zu Trümmern gehen zu lassen.

Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Dem Beyspiele des

Kleanths folget Krito. Gestern hat er auf öffentlichen Markte, einem seiner Freunde, mit dem er in Zank gerathen, mit dem Stahle das Herz durchbohret: heute sollte er gerichtlich eingezogen werden. Aber er thut Gegenwehr; und weil er stärker im Raufen ist: so kostet es ihm wenig Mühe, die Gerichtsknechte, einen nach dem andern zu erlegen.

Es wird Lärm; die Nachbarschaft läuft zusammen. Krito sieht keine Ausflucht. Ey! schreyt er rasend: es ist besser, daß ich durch meine, als des Henkers Hände Nichts werde; und stößt sich den Degen in Leib.

Aber Chryses ist ein Gottesleugner von einer andern Art. Er ist vertragsam, und unermüdet, für die Gemeine, in der er lebet, zu arbeiten. Deswegen wird er von allen hochgeachtet, und nebst dem öffentlichen Rufe eines arbeitsamen, und nützlichen Bürgers, erwirbt er sich dabey einen großen Reichthum. Das ist auch alles, was er suchet.

Traue ihm nicht. Ueber kurz, oder über lang, wirst du erfahren, daß wahr ist, was ich hier aus Uzen niederschreibe.

Dem Staate dient er nur, sich Schätze zu verdienen.
Bereichert ein Verrath:
So zweifle nicht, verräth er auch den Staat.

. So, halte ich dafür: und nicht anders, würden die Gottesleugner, wenn sie eine von Rechtgesinnten abgesonderte Gesellschaft ausmacheten, unter sich, und gegen sich handeln.

Und ich soll mich überführen lassen, daß ein Staat, aus dem die öffentliche Ruhe, und Sicherheit; die Freuden und Vortheile des gesellschaftlichen Lebens; die Einigkeit der Gemüther, so gar zwischen Aeltern, und Kindern, gänzlich verbannet sind, ein Jahr aushalten könne?

Aber, Denken, und Handeln ist ja zweyerley. Ist dann eben so nothwendig,

daß sich die Handlungen allemal nach den theoretischen Grundsätzen des Verstandes richten?

Daß ein reißender Strom den Damm niederwirft, und Aecker, und Wiesen unter Wasser setzet, ist ein Zufall, dünket mich, auf den man nicht hundert Jahre zu warten hat. Aber daß der anschwellende Strom, dem man nicht nur keinen Damm entgegenbauet: sondern noch dazu, durch Abtragung der gegenseitigen Hügel, den Auslauf erleichtert, sich nicht ergieße, ist ein Phänomen, das auf unserer Halbkugel nie zum Vorscheine gekommen, und vermuthlich nie, wenigstens durch die natürlichen Kräfte, zum Vorscheine kommen wird.

Freylich hat der Herr Bayle, jener große Zweifeler, auch in dieser sonnenklaren Wahrheit etwas anstößiges gefunden. Ich vermuthe: es habe ihm, wie vor Zeiten dem wunderlichen Anaxagoras, der Schnee schwarz geschienen.

In der That, nur in einem außerordentlichen Paroxysmus, hat er auf den Einfall kommen können, mit so großer Dreistigkeit, und in so einem Tone der Ueberzeugung den Satz behaupten zu wollen: „Daß die theoretischen Lehren der Gottesleugner, wenig oder gar keinen Einfluß auf ihre Handlungen haben würden:„ Und aus diesem Grunde behaupten zu wollen: „Weil auch die rechtgläubigen Christen sehr oft wider die Grundsätze ihrer Religion handeln.„

Ich dächte: man brauche eben nicht ein Logiker von der ersten Classe zu seyn; um in Betrachtung der ausschweifenden Sitten vieler Christen, den einleuchtenden Schluß zu machen: Ein Pferd, das sich von dem Reiter, weder durch das Gebiß, noch durch die Sporne, und Schläge bändigen läßt, wird gewiß nicht zahmer werden, wenn es, nach abgenommenen Zaume, sich selbst überlassen wird.

Die wahren Triebfedern der meisten menschlichen Handlungen sind die Leidenschaften, und die Beyspiele. Man darf nur die Augen öffnen, und ein Quintchen von Reflexionsgeiste zu sich nehmen, um von der Wahrheit dieses Ausspruchs überzeuget zu werden.

Wenn also die Lehren der Religion den Leidenschaften widersprechen; und wann thun sie es nicht? wenn häufige Beyspiele den Weg zum Lastern öffentlich bahnen; und wann fehlet es daran? so ist es eine nicht sehr bewunderungswürdige Sache, daß auch bey sonst gutgesinnten Leuten, die Werke mit der Denkungsart nicht übereinstimmen.

Wenn aber die dem Herzen tief eingeprägten Grundsätze, und oft wiederholten Beyspiele, die den lasterhaften Begierden schmeicheln, und allen bösen Neigungen die Thüre angelweit aufschließen, nicht gleichförmige Thaten hervorbringen sollten: so wäre es, meines Erachtens, ein

Zufall, der mit güldenen Buchstaben aufgezeichnet, und irgendwo in einem Archive, zur Verwunderung der spätesten Nachwelt, sorgfältig aufbehalten zu werden verdiente.

Ich sehe das Gute; billige es; und thue das Böse. *

So sprach vormals Medea bey Oviden; und nach ihr sprachen eben so, viel Millionen Menschen. Weswegen es zu einem Sprüchworte geworden, das bis itzt in gutem Gebrauche ist.

Was mag doch immer seyn, daß sich durch so viel tausend Jahre, noch nicht ein einziger hervor gethan hat, der sich gewaget hätte, dasselbe umgekehret zu lesen? Vielleicht hat es die Erfahrung allzu nahe an der Seite: und vielleicht läßt sich das Wiederspiel nicht einmal denken.

Fürwahr, wenn es nicht also wäre: würde schon längst ein Platoniker, oder ein

* Video meliora, proboque:
Deteriora sequor.
Metamorph. l. 7.

ein Stoiker, oder ein Peripatetiker, oder so ein anderer Iker, oder Aner, in seinem philosophischen Laune ausgerufen haben:

Ich sehe das Böse; billige es; und thue das Gute.

Aber das waren kurzsichtige Leute. Unser Philosoph, der uns bisher mit seiner gelehrten Grille unterhalten hat, hat weit besser die Geheimnisse des menschlichen Herzens ausgespähet.

Ich denke doch: er würde niemals auf einen so widersinnigen Satz gefallen seyn; wenn er sich ein wenig mehr Mühe hätte geben wollen, die Eigenschaften des in ihm denkenden Dinges, das man die Seele nennt, etwas genauer kennen zu lernen.

Aber freylich wäre es vonnöthen gewesen, daß er den ausschweifenden Witz, den er, in Aufsuchung so vieler auswärtigen Zweifel, sehr reichlich verschwendet, nach Hause gerufen hätte. Und das beliebte ihm aus gewissen Ursachen nicht.

Wie

Wie leicht würde er aus eigener Erfahrung gelernet haben, daß sich der Wille des Menschen, nie zu einer Handlung entschließt, als da er durch eine vorhergehende Neigung, oder Abneigung dazu bewogen wird: und daß die Neigung, oder Abneigung, in ihrem Ursprunge, in ihrer Währung, und in ihrer Heftigkeit von der Vorstellung des Guten, oder Bösen abhängt.

Von hieraus ist nur ein kleiner Schritt zu thun, damit man überzeuget werde, daß nimmermehr ein Gottesleugner die Tugenden, die zu dem Heile des Staates nöthig sind, ausüben; und die Laster, die den Umsturz desselben befördern, vermeiden wird. Und daß also, alles Einwendens von Seiten des Herrn Bayle ungeachtet, die Republik der Atheisten ein lauteres Hirngespinnst, ein Unding ist;

Ein Wort, das keinen Sinn in seinem Ton verschließt;
Und wie des Freygeists Hirn, leer am Verstande ist.

Wieland.

Anek-

Anekdoten von Atheisten.

Werther Freund!

Als ich neulich meine Papiere durchsuchete: fand ich darunter ein vermodertes lateinisches Manuscript, oder vielmehr ein Fragment eines Manuscriptes, das, der Himmel weiß, welcher Dämon dahin gebracht hat.

Ich unterstehe mich, es Ihnen zu übersenden; in Hoffnung, daß Sie davon in Ihren philosophischen Schriften einigen Gebrauch machen könnten. Denn philosophisch ist er doch, der Inhalt; wo ich nicht gar sehr irre.

Zwar denselben zu bestimmen, hat es Mühe gekostet; und die Wahrheit zu bekennen, bis itzt bin ich darüber unentschlossen. Die Ursache mag seyn; weil nicht allein das Titelblatt sammt der Vorrede fehlet; sondern noch dazu die Schrift

durchgehends sehr unleserlich; und das Papier hier und da, von den Motten befressen ist.

Wenn ich meinen Muthmaaßungen etwas zutrauen darf: so sind es von einer unbekannten Hand gesammelte Anekdoten, von Leuten, die das Daseyn Gottes geleugnet, oder wenigstens zu leugnen geschienen haben; oder vielleicht so etwas anders. Aber Anekdoten — dieß Wörtchen, denke ich, ist doch das füglichste; und ich kann nicht sagen, wie sehr ich, seit einer Zeit dafür eingenommen bin. Anekdoten — klingt doch schön.

Sollte Ihnen diese meine Dienstfertigkeit nicht misfallen, und das Fragment wirklich nützen: so bitte ich, nur nicht zuzulassen, daß das Wort Anekdoten vermisset werde. Erlauben Sie mir, daß ich mich ferner Ihren ergebensten Freund nenne.

Josephsburg, den 1. Märzen, 1772.

L**

Nun

Nun wissen meine Leser, so gut, als sie wissen sollen, wie ich auf den Einfall gekommen, Anekdoten von Atheisten zu liefern. Ob dieser Name hier mit Recht angebracht sey, mögen die Grammatiker, oder die Antiquarier, oder beyde mit einander, unter sich ausmachen. Mir ist genug, zu wissen, daß mein theurer Freund daran Belieben trägt; denn warum sollte ich ihm nicht, diese nichtskostende Gefälligkeit erweisen?

Ich will also itzt einen Uebersetzer abgeben; mich aber für diese Mühe durch eingestreute Anmerkungen schadloshalten.

Anmerkungen finde ich allerdings nothwendig; nicht eben, weil sie der Schrift ein gelehrtes Aussehen geben: sondern weil ohne sie, diese Anekdoten dem kleinsten Theile der Leser nutzbar seyn würden. Unser unbenannte Autor liebt zusehr die Kürze; und scheint nur für Leute geschrieben zu haben, die mit eigenem Kopfe denken.

Das wird sich von sich selbst zeigen. Nur einmal mit dem Manuscripte heraus.

Verzeihen Sie mir, meine Herren! In dem kann ich Ihnen nicht willfahren: ich habe die wichtigsten Ursachen dagegen.

Also die Uebersetzung.

Da ist sie.

§. I.

Das Urtheil von den athenienſischen Richtern war gesprochen; und Protagoras (1.) floh, wie ein Bösewicht zu dem Haven.

(1.) So, däucht mir, soll das Wort ergänzet werden, wovon uns die gefräßigen Motten, die schon so manches Unheil in dem Reiche der Gelehrsamkeit angerichtet, nur die zwo letzten Sylben zurückgelassen haben.

Die für den Pythagoras stehen, haben nebst dergleichen Endung des Namens, nichts für: viel aber wider sich. Denn man liest nicht, daß er jemal zu Athen gewesen; noch weniger, daß er Gott geleugnet habe. Und von Atheisten doch redet der Autor, wie mein Freund für gewiß hält; und die folgenden Absätze klar andeuten.

Haven. Dort bestieg er eilends das Schiff, das er eben segelfertig fand, nach Syrakus zu fahren.

Unglücklicher Weise erhub sich bald darauf ein heftiger Sturm, wodurch zwar allen, die sich auf dem Schiffe befanden: inson-

Nehmen wir hingegen den Protagoras an: so schicket sich alles gut zusammen; und die Anekdote passet auf das, was wir von ihm aus der Geschichte wissen.

Wir wissen nämlich aus dem Zeugnisse des Cicero, daß Protagoras zu seiner Zeit, durchaus für einen Atheisten gehalten worden. Und Laerz erzehlet: er sey deswegen von dem atheniensischen Rathe in das Elend verbannet: sein berüchtigtes Buch aber, worinnen er die Götter geleugnet, zum Scheiterhaufen verdammet worden.

Zuletzt könnte ich noch mit dem Beweise, wider meine Gegner aufziehen: daß uns aus dem ganzen Alterthume, nur zween Gottesleugner, deren Namen sich in goras endigen, bekannt sind. Protagoras, und Diagoras. Nun aber von diesem letzten wird in dem folgenden Paragraphe ausdrücklich gehandelt; wie kann ich dann zweifeln, daß der gegenwärtige den Protagoras angeht?

insonderheit aber, dem gottlosen Philosophen, der anfangs darüber spöttelte, der größte Schrecken eingejaget wurde. Er erblassete; zitterte an dem ganzen Leibe; und da ein Blitz nächst seiner Seite niederfuhr, fiel er zu Boden, mit gen Himmel aufgesperrten Augen, und lauter Stimme ausrufend: „ O Gott! wie verfolgest du mich! „ (2.)

§. II.

(2.) Diese Ausrufung wollen die witzigern Philosophen von einer Gewohnheit herholen, die man schon in der Kindheit, durch die Erziehung annähme, und hernach, auch bey aufgeklärterm Verstande, nie gänzlich ablegen könnte. Sie wähnen, daß man diese Worte, wie so viel hundert nichtsbedeutende Sprüchelchen, hersage; ohne dabey wirklich auf Gott zu denken.

Ohne auf Gott zu denken? Warum geschieht sie dann allemal, diese plötzliche Ausrufung, mit gegen den Himmel gewendeten Augen?

Mich nimmts Wunder, daß diese Herren, nicht auch das unausgesetzte Bestreben nach einer wahrhaften Glückseligkeit, das sich bey einem jeden Menschen merken läßt, einer solchen Gewohnheit zuschreiben wollen.

Schrecket sie vielleicht die Allgemeinheit dieses Bestrebens davon ab? Fürwahr eine, bloß aus

§. II.

Ein zweyfaches Unglück stürzte den Diagoras, der schon zuvor, in dem Abgrunde

der Erziehung entspringende Gewohnheit, die auf dem ganzen Erdboden, bey allen Nationen, durch alle Jahrhunderte gleich, und eben so stark seyn sollte, ist ein Unding, eine wahre Chimäre; zumal wenn wir die fast unglaubliche Manchfaltigkeit in der Art, und Weise die Kinder zu erziehen, mit in die Rechnung bringen.

Aber sollte nicht eben dieser Umstand, sie auch in dem ersten Falle eines Bessern belehren? Oder ist etwa dieses Ausrufen zu Gott im gähen Unglücke nicht so allgemein unter den Sterblichen?

Was dem Protagoras begegnet, und eine Anekdote seyn sollte, das hat sich, in gleichen Zufällen, bey viel Tausenden vor und nach ihm, ja bey allen Erdesöhnen, selbst die eingerechnet, die mit muthwilligsten Vorsatze, die Gottheit bestürmet haben, eräuget; und kann man höchstens davon die ausnehmen, die schon gänzlich verwildert, und alle geheimen Triebe der vernünftigen Natur erstickeet haben.

Ohne Unterricht, ohne Ueberlegung, bloß aus angebohrnem Instinkte, rufen die Menschen zu Gott, wenn ihnen gähling ein größeres Unglück zustößt. Und also wird die von den unbändigen Begierden hingerissene Vernunft der Gottesläugner, von dem Herzen beschämt, und Lügen gestrafet.

Der

grunde der scheußlichsten Laster versenket lag, in den Atheismus. Erstens wurde ihm

Der weise Plato, und nach ihm Nemes der berühmte Philosoph haben diesen Beweisgrund sehr gut zu nutzen gewußt; denn nicht nur das Daseyn: auch die Vorsehung des höchsten Beherrschers haben sie damit dargethan; und ich stimme ihnen mit wahrer Ueberzeugung bey.

Der stärkste Beweis der Wahrheit ist, die von der Natur selbst eingeflößte Neigung, womit das Urtheil gefället wird. Und der Satz kann unmöglich falsch seyn, für den sich das Herz, aus natürlichem Antriebe interessiret.

Zu der Classe dieser Wahrheiten gehören jene von dem Daseyn Gottes. Sie ist uns mit der Natur angebohren; sie ist so tief in das Herz eingepräget, daß auch derjenige, der sich Mühe giebt, nicht fähig ist, sie völlig daraus zu vertilgen. Und das äußert sich am meisten in unerwarteten Unglücksfällen.

Könnte man nicht die Gottesleugner mit den alten Sceptikern vergleichen? Diese stellten sich an, als wenn sie an dem Daseyn der Körper zweifelten; und dennoch gebrauchten sie sich derselben, wie andre Leute; besonders wenn sie hungerte, und dürstete. Die Anwendung lasse ich dem Leser über.

ihm sein beßtes Gedicht (1.) diebischer Weise entwendet; und damit so viel Geld, und Ehre entzogen, wie viel dem Diebe, der es für das Seinige ausgab, zuwuchs. Zweytens schwur sich der Verwägene bey Gericht, wo er dessen angeklaget wurde, mit einem Meyneide los. Diese zween Streiche brachten den Diagoras so sehr auf, daß er sich auf Mittel besann, wie er

(1.) Diagoras war zugleich ein Philosoph, und ein Poet. Damals nämlich regierte die Mode, diese zwo Wissenschaften zu verbinden. Es entsprang zwar daraus ein nicht geringer Vortheil; aber der Misbrauch, der sich damit einschlich, zog einen weit größern Schaden nach sich. Die seichtern Philosophen, deren Witz den Verstand überwog, bemüheten sich, wenigstens durch den schönen Ausdruck, die Herzen der Zuhörer, oder Leser in Bewegung zu bringen; weil sie nicht vermochten, ihre Vernunft mit Gründen zu überzeugen; und es gelung ihnen nicht selten.

Heute kömmt der Kunstgriff ziemlich in Abschlag; und nur wenige sind, die sich desselben bedienen. Man nennet sie insgemein die schönen Geister; obwohl einige dreiste genug sind, um ihnen den nicht sehr lobenswürdigen Titel der Afterphilosophen beyzulegen.

er genug keck seyn möchte, um in das Künftige, zu den vorigen Schandthaten, noch die Gewohnheit, ohne Scheue, und ohne Gewissensängstigung falschzuschwören, hinzuzusetzen. Da fiel ihm der Gedanke ein, die Götter zu leugnen. Den Augenblick saß er nieder; schrieb ein Buch; und es waren keine Götter mehr. (2.)

§. III.

Theodorus war ein so verschriener Gottesleugner unter den Alten, daß ihm durchaus der Beyname Atheist zugeleget wurde. Er verließ aber endlich seine Bosheit, und kehrete zum Dienste der Götter zurück; und dadurch verdiente er, mit gleich=

(2.) Der Atheismus ist nicht so viel ein Fehler des Verstandes; als des Willens. Zuerst ist man ein Lasterhafter; hernach wird man ein Freygeist; und endlich ein Gottesleugner. Zuerst wird der Wille von den bösen Neigungen hingerissen; hernach reißt er, gleich einem Strome, den anfangs widerstehenden, nachmal verblendeten, endlich gefesselten Verstand mit sich fort. So geht es meistentheils zu; und die Ausnahmen sind sehr selten. Soll das der Charakter der Wahrheit seyn?

gleichallgemeinen Beyfalle, der Theist genennet zu werden. Eine Todeskrankheit, von heftigsten Schmerzen begleitet, brachte es zuwege. Er sah durch die schon allgemach geöffnete Pforte der Ewigkeit, was ihm eher zu sehen, die stürmischen Leidenschaften verboten. (1.)

§. IV.

Hobbes der berüchtigte Engländer, war überzeuget, wie er die Welt glauben machen wollte, daß kein Geist existiret. Deswegen

(1.) Wiederholte Erfahrungen versichern uns, daß oft, sehr oft die Gottesleugner, und Freygeister von allen Arten, ihre Irrthümer, bey herannahendem Tode zurückerufen

Das Gegentheil aber hat sich in fünftausend siebenhundert und siebenzig Jahren nicht ein einzigesmal eräuget.

Was mag wohl dessen die Ursache seyn? Verlischt etwa bey dem Sterbenden das Licht der Vernunft? Keineswegs. Das Herz wird verändert; denn die Leidenschaften, von denen es bisher regieret worden, hören zu toben auf. Und diese Veränderung zieht nothwendig die Veränderung aller der Meynungen mit sich, die nur in dem verderbten Herzen gegründet gewesen.

wegen leugnete er den Unterschied zwischen der Seele, und dem Körper; und endlich auch den Schöpfer der Seelen, und Körper. Aber dessen ungeachtet, fürchtete er so sehr die Gespenster, daß er auch mit grauen Haaren, sich nicht getrauete, in seiner Kammer zu schlafen, ohne jemand bey sich zu haben. (1.)

§. V.

Der Wahlspruch, den **Vanini** stets in dem Munde herumtrug, war: Alle Zeiten sind verlohren, die man nicht der Liebe weiht. (1.)

Eins-

(1.) Die Ueberzeugung des schlimmen Herzens steht oft von der Ueberzeugung des Verstandes himmelweit ab. Nicht so geschwind läßt sich der Verstand des Philosophen, als das Herz verstricken; und was diesem schmeichelt, überzeuget jenen nicht allemal. Man kann anders denken, anders reden; aber nicht beständig anders handeln. Gewisse Handlungen richten sich, zu gewissen Zeiten, auch wider den Willen des Menschen, nach dem Verstande, nicht nach dem Herzen.

(1.) Dieses Sprüchelchen ist aus des Tasse Amintas entlehnet; und lautet in der Original-

sprache

Einsmal soll er sich mit einem gewissen Alexander seinem vertrautsten Freunde, in das folgende Gespräch eingelassen haben.

Alex. Ich weiß nicht, wie mir ist. Ueberzeugung suche ich; und finde sie nirgend; je mehr ich ihr nachjage: desto mehr flieht sie vor mir. Es giebt zwar Augenblicke, ich gestehe es, worinnen ich sie erhaschet zu haben glaube; aber es sind Augenblicke — und solche Augenblicke, in denen ich entweder von der Liebe, oder von dem Weine berauschet bin. Willst du, daß meine Bekehrung dauerhaft sey: so sage mir offenherzig die Gründe, alle die Gründe, aus welchen du dich zur Partey der Gottesleugner geschlagen hast.

Van. Die Gründe will ich dir gerne sagen; aber Ueberzeugung! das ist zuviel gefodert. Wisse: die Gründe, welche unsern

sprache also: Perduto e il tempo, che in amar non si spende. Verräth nicht dadurch Vanini die wahre, und öfters auch die einzige Quelle des Unglaubens?

sern Satz bestätigen, oder den gegenseitigen widerlegen sollten, sind von denen sehr unterschieden, die mich bewogen haben, auf diese Seite überzutreten. Jene müßten den Verstand überzeugen: diese lenken geradezu das Herz.

Alex. Ich hätte doch das Widerspiel vermuthet. Sonst pflegen die Gründe erst auf den Verstand: dann durch ihn auf das Herz zu wirken.

Van. Das gilt bey uns Atheisten nicht. Wir sind nicht gewohnt, viel den Kopf zu brechen. Unter uns gesaget, wenn es ankömmt, eine Meynung zu wehlen: so ist bey uns die erste, und letzte Frage: Ist sie angenehm? Schmeichelt sie den natürlichen Neigungen? Erlaubet sie die sinnlichen Wollüste? Ist dieses: ey so ist der Schluß schon gemachet. Der Verstand mag dawider schreyen, wie er will; er wird sich schon endlich darein geben.

Alex. Ist das vernünftig?

Dan. Vernünftig ohne Zweifel; denn es ist menschlich. Weil nach Aussage des weisen Stagyriten, der Mensch ein vernünftiges Thier ist: so ist alles vernünftig, was menschlich ist; und alles ist menschlich, was der thierische Instinkt fodert.

Alex. Mit Erlaubniß; das ist ein Fehlschluß.

Dan. Vielleicht in der platonischen, oder aristotelischen, oder stoischen, oder so einer andern Logik. In unserer ist es eine angenommene Wahrheit, zu der wir gleich anfangs schwören.

Alex. Eine angenommene Wahrheit! Ohne Beweis?

Dan. Nicht gar.

Alex. Nun dann. Beweise möchte ich hören.

Dan. Du bist ungestüm, Alexander! Willst du nicht blindlings unsern Aussprüchen glauben: so taugest du nicht zu unserer

rer Sekte. Aber sey es. Höre den Beweis: Wenn der Mensch ein vernünftiges Thier ist: so läßt sich das Vernünftige von dem Thierischen in dem Menschen nicht absondern. Folget nicht daraus, daß eine jedwede thierische Handlung des Menschen zugleich vernünftig ist?

Alex. Diese Folge ist sehr dunkel.

Van. Genug, daß sie mir klar ist. Du — — D — — (2.)

Vanini blieb in diesen seinen Gesinnungen nur so lange standhaft, als es der Eigennutz zuließ. Er wußte den Richtern die Irrlehren, womit er die Jugend verführet hatte, rund wegzuleugnen. Gefraget, was er von Gott hielte; hub er einen Stroh-

(2.) Hier ist in dem Manuscripte eine Lücke, die ich nicht auszufüllen weiß. Vielleicht ist dem Vanini die Galle übergelaufen; und ich wollte fast wetten: er habe auf Alexandern tapfer losgeschimpfet. So machen es diese Herren gemeiniglich. Wenigstens einen Dummkopf muß man mit sich nach Hause nehmen, wenn man kühn genug ist, ihre Machtsprüche, und Sophismen in Zweifel zu ziehen.

Strohhalm vom Boden auf, und schrie mit lauter Stimme: „Dieses Hälmchen befiehlt mir das Daseyn Gottes zu bejahen.„ (3.)

§. VI.

Die Atheisterey des Kritias (1.) war, wie ein abwechselndes Fieber. Zu gewissen Zeiten ließ er an sich gar nichts wahrnehmen; und hielt öffentlich mit der Partey der Wohlgesinnten. Aber wenn ihn der Paroxysmus anfiel: da spottete er laut über Himmel und Hölle; nichts konnte ihm lächerlicher scheinen, als das abgeschmack-

(3.) Itzt haben die Freygeister bey mir allen Glauben verlohren. Mit dem größten Getöse setzen sie diesen Philosophen, seiner Großmuth, und Standhaftigkeit wegen, den christlichen Blutzeugen an die Seite; die Anekdote aber saget: er sey feig, und wankelmüthig gewesen.

(1.) Ich bin sehr verlegen, wen der Autor unter diesem Namen eigentlich verstanden habe. Der griechische Atheist kann es unmöglich seyn; denn die Mode ein Gottesleugner zu werden, um den Hunger zu stillen, ist weit jünger. Vor Alters hätte man dergleichen Leute, vielmehr erhungern lassen.

schmackte Mährchen von einem Schöpfer, und von der Erschaffung der Welt, welches, wie er sagte, kaum den alten Weibern glaublich vorkommen kann.

Man wollte bemerket haben, daß der Paroxysmus allemal aus einer gewissen Leere des Magens entsprang, und nie heftiger war, als wenn Kritias drey Tage nichts zu nagen hatte. (2.)

§. VII.

Brief des Misotheus an den Philotheus.

Wenn du mein Rittergut geplündert, oder mir meine Gattin, oder meine Kinder

(2.) Eben dasselbe Fieber entspringt doch öfters bey verschiedenen Leuten aus verschiedenen Quellen. Also giebt es auch verschiedene Ursachen dieses moralischen Paroxysmus. Wenn wir der Erfahrung etwas zutrauen: sind nebst der vom Autor angezogenen, die gewöhnlichsten: Ruhmsucht, Geldgeiz, Feigheit, Heucheley, Weichlichkeit, Dummheit, und fremdes Beyspiel. Niemal aber Ueberzeugung des Verstandes.

der entführet hättest: wüßte ich schon, wo ich Recht suchen sollte. Aber da du mir die kostbarste Gemüthsruhe geraubet hast, wo soll ich mich hinwenden? Du alleine kannst sie mir wiedergeben, und nicht anders wiedergeben, als durch die Auflösung derjenigen Zweifel, die, nach reifster Ueberdenkung deiner Gründe für das Daseyn Gottes, annoch mein Herz bestürmen. Um das bitte ich dich, durch das heilige Band unserer Freundschaft.

Du sagtest: Die Natur des zufälligen Dinges; die schönste, und nach stetigen Gesetzen eingerichtete Ordnung des ganzen Weltbaues; die Uebereinstimmung aller Nationen, (1.) und ein geheimes von der Natur

(1.) Es ist keine Nation unter der Sonne, spricht der römische Redner: so ungezähmt, und wild, die, ob sie schon nicht weiß, welchen Gott man verehren müsse, dennoch nicht wisse, daß man irgend einen verehren muß.

Ipsisque in hominibus nulla gens est, neque tam immansueta, neque tam fera, quæ non etiamsi ignoret, qualem habere Deum deceat, tamen habendum sciat. *de Leg. l. 1. c. 8.*

Natur eingeflößtes Gefühl, kündigen uns ein nothwendiges, ewiges, unendliches, höchst weises Wesen an.

Nicht gar meines Dünkens; nicht mit völliger Gewißheit. Ein nothwendiges, ewiges, unendliches Wesen! Nein, ich kann mir davon keinen Begriff machen; und ich soll das zugeben, was ich nicht begreife? Mehr! es läßt sich schlechthin nicht denken; denn es ist widersinnig, und der Vernunft höchst anstößig.

Muß einmal ein ewiges, und nothwendiges Ding zugelassen werden: so sey das, was ich mit Augen sehe; sey es die ganze Welt mit aller ihrer Ordnung.

Die Natur des Zufälligen bringt zwar allerdings die Abhängigkeit von einer Ursache mit sich; aber sie beweist nicht zugleich, daß nicht auch die Ursache zufällig seyn könne. Setzen wir eine unendliche Reihe von zufälligen Ursachen und Wirkungen: so haben wir keines nothwendigen Dinges vonnöthen; und ich sehe den Wi-

derspruch nicht, den ihr dieser Hypothese aufbürdet.

Die Ordnung dieses unermeßlichen Alls ist schön, ich gestehe es; aber sie hat doch ihre Fehler; sie ist in vielen Stücken mangelhaft; es ist Unordnung dabey. Wenn also von der Ordnung auf ein weises, und mächtiges: so ist von der Unordnung auf ein unweises, und ohnmächtiges Wesen zu schließen.

Aber dem sey, wie ihm wolle: das ist gewiß, (2.) daß die allgemeine Uebereinstimmung der Menschen, und das vorgegebene innerliche Gefühl, nur ein Vorurtheil ist, das entweder aus der Unwissenheit der natürlichen Ursachen; oder aus den politischen Tücken der ersten Regenten, und Gesetzgeber; oder aus der abergläubischen Erziehung der Jugend entspringt.

Das

(2.) Diese Formel, und mehrere von dergleichen Schlage, thun dem schönen Philosophen zu Ferney oft sehr gute Dienste. Sie helfen ihm zu einem sanften Uebergange von einer Lüge zur andern.

Das sind meine Hauptzweifel.

Diese verbieten mir auf deine Seite zu treten; es sey dann, daß sie von dir durch überwiegende Gründe zernichtet werden. Ueberwiegende Gründe braucht es, wenn man solch ein Joch, als die stetswährende Furcht vor einem allmächtigen, allwissenden, allgegenwärtigen Richter ist, auf sich nehmen soll.

Antwort des Philotheus.

Glaube mir, theuerster Freund! Die Ruhe, die ich dir gestöret habe, war nur eine anscheinende, eine falsche Ruhe. Sie war ein tiefer Schlaf, wovon du ganz betäubet dahinlagst; woraus du früher oder später, würdest erwachet seyn; und wenn nicht eher: wenigstens in jenem schrecklichen Augenblicke, in dem sich die Seele von ihrer Hülle losmachen wird. Und welche Angst würde dich damal mit der

Erwachung überfallen haben? Eine verzweifelungsvolle Angst; eine Angst ohne Hilfsmittel.

Itzt ist noch Zeit, den rechten Weg anzutreten; und du wirst ihn gewiß antreten; weil du entschlossen bist, die Beweise mit kaltem Blute zu überdenken. Das traue ich der Scharfsinnigkeit deines Verstandes, und der Rechtschaffenheit deines Herzens zu.

Die Einwendungen, die du entgegenmachest, sind nicht unauflöslich; sie lassen Erörterungen zu, die der gesunden Vernunft vollkommen genugthun. Wir wollen sehen.

Du willst nichts zugeben, was du nicht begreifst. Ich dächte doch, daß du nur gar zu oft von diesem Vorsatze abweichst. Begreifst du die Kraft zu denken; das Wesen des Gedankens; die Weise, auf die der von jener hervorgebracht wird? Begreifst du, wie deine denkende Substanz,

was sie auch immer seyn mag, mit dem Körper verbunden ist? (1.)

Gestehe es nur rund: diese, und tausend andre natürliche Dinge begreifst du nicht; und dennoch getrauest du dir nicht, dieselben in Zweifel zu ziehen. Sehr weislich; denn sonst würdest du einem Blinden gleichen, der das Daseyn des Lichtes, und der Farben leugnete, weil er davon keinen Begriff hat.

Aber geradezu von der Sache zu reden. Ein nothwendig, ewig, unendlich Ding begreifst

(1.) Eben so wenig begreifen die Herren Freygeister die Verknüpfung der Bewegungen, die in den äußerlichen Sinnen erreget werden, mit gewissen Ideen der Seele; und die Verknüpfung des Willens mit den Bewegungen der Leibesglieder. Wenig auch, wissen sie von dem bewunderungswürdigen Baue ihres Körpers, und seiner kleinsten Bestandtheile. Am wenigsten aber: wie dieser Körper, weil es ihnen nicht gefällt, das denkende Wesen davon zu unterscheiden; wie, spreche ich, dieser Körper, als ein zusammengesetztes, und sich stets änderndes Ding, seiner selbst bewußt seyn könne. Und doch leugnen sie keines von diesen Punkten; ja sie sind verwägen genug, um uns, besonders das letzte, für die ausgemachteste Wahrheit aufzudringen.

greifst du nicht: dem Wesen, oder der Wirklichkeit nach? Das Wesen ist freylich dir, und mir, und allen Sterblichen unbegreiflich; denn der menschliche Verstand ist sehr eingeschränket. Hingegen läßt sich die Wirklichkeit desselben fassen, so bald der, obwohl eingeschränkte, Verstand überzeugende Beweise dafür anbietet. Und fehlet es etwann an diesen? Erinnere dich, ich bitte, derjenigen, die ich dir schon so oft zu Gemüth geführet habe, und itzt nicht wiederholen will, um kurz zu seyn.

Die Beweise, von denen ich rede, werden keineswegs durch die Furcht vor einem verborgenen Widerspruche entkräftet. Eitel ist sie, und ungegründet, die Furcht; denn die Nothwendigkeit, die Ewigkeit, die Unendlichkeit sind Eigenschaften, die sich unter einander ganz gut vertragen: und wenn die Sache aufmerksam überdacht wird: findet sich noch dazu, daß die erste die Wurzel der zwoen übrigen ist. (2.)

Soll

(2.) Der Satz ist wahr, und wird einleuchtend, so bald man sich davon die ächten Begriffe gebildet

Soll ein ewiges, und nothwendiges Wesen zugelassen werden, sagest du ferner: so soll es die sichtbare Welt seyn. O! Wie kann sich der Philosoph verirren, wenn er einmal die Bahn verläßt, die ihm die Vernunft angewiesen hat!

Um

gebildet hat. Aber meines Erachtens, hätte sie Philotheus deutlich vorbringen, und nicht schlechthin voraussetzen sollen; zumal da er mit einem Atheisten, der wirklich noch darunter einen versteckten Widerspruch fürchtete, zu thun hatte.

Die unbedingte Nothwendigkeit, wovon hier die Rede ist, hat nur dort Statt, wo das Gegentheil sich selbst widerspricht, und folglich schlechterdings unmöglich ist. In der Beziehung also, in der einem Dinge die unbedingte Nothwendigkeit zukömmt, kann weder Anfang, noch Ende gedacht werden; denn sonst würde das sich Widersprechende, wenigstens auf eine Zeit, möglich seyn. Sieh da den Begriff der Ewigkeit, das ist, der gränzenlosen Dauer, in dem Begriffe der unbedingten Nothwendigkeit eingeschlossen. Denkst du ein Ding, dessen Existenz unbedingt nothwendig ist; und das heißt der Philosoph das nothwendige Ding: so denkst du zugleich ein Ding, dessen Existenz keinen Anfang, und kein Ende hat; und das heißt der Philosoph das ewige Ding.

Gleichwie die uneingeschränkte Dauer des ewigen; also ist das uneingeschränkte Wesen der

eigent-

Um ein einziges Ding, das ewig, und nothwendig seyn soll, aus dem Wege zu räumen, nimmt er dergleichen fast unzehlbare an; und weil er diese Eigenschaften in einem nicht begreift: giebt er dieselben tausend andern, die vermöge ihres Wesens, offenbar unfähig sind, mit so glänzenden Vollkommenheiten zu prangen.

Die

eigentliche Charakter des unendlichen Dinges. Und von der unbedingten Nothwendigkeit im Existiren, wird nicht allein die Dauer: auch das Wesen des Dinges wird über alle Schranken hinweggesetzet.

Da ein Ding mit unbedingter Nothwendigkeit existiret: da ist sein wirkliches, und reelles Wesen schlechterdings unabhängig; denn im Gegentheile, würde die unbedingte Nothwendigkeit, eine Bedingung voraussetzen, das ist, sie würde zugleich bedingt, und unbedingt seyn.

Nun aber, ein wirkliches, und reelles Wesen, das schlechterdings unabhängig ist, kann unmöglich eingeschränket werden; denn die Einschränkung, weil sie wiederum ein einschränkendes Ding fodert, ist mit der Abhängigkeit unzertrennlich verbunden.

Da haben wir den Satz des Philotheus: Die Nothwendigkeit ist auch die Wurzel der Unendlichkeit.

Die ganze Welt, ein ewiges, und nothwendiges Wesen! Nein! Dieß ist widersinnig. Die Welt trägt an sich allzu viel kennbare Merkmale eines Effektes, der eine wirkende Ursache erfodert; die Spuren ihrer Zufälligk — Zusammenhang, — — — — — — — — — — Lage — — — — — — — — — — — — — — — zufällig ist. (3.)

Gut!

(3.) Wieder eine Lücke in dem Manuscripte! und so eine Lücke, die mir mehr Verdrießlichkeit machet, als die vorhergehenden.

Philotheus, wie es scheint, wollte die Zufälligkeit der sichtbaren Welt behaupten, und dazu den Beweis von dem Begriffe des Zusammengesetzten hernehmen. So wenigstens vermuthe ich aus den Ueberbleibseln, die den grausamen Zähnen der unerbittlichen Motten noch glücklich entronnen sind.

Und in Wahrheit, das ist der kürzeste und bündigste Beweis. Denn daß die Welt ein zusammengesetztes Ding ist, wird wohl niemand leugnen; an der Zufälligkeit aber, als einer wesentlichen Eigenschaft des Zusammengesetzten, läßt uns der richtige Begriff desselben keinen Augenblick zweifeln.

Das

Gut! sprichst du. Aber daraus läßt sich nicht mehr schließen, als daß die Welt einer wirkenden Ursache vonnöthen habe. Ob diese Ursache nothwendig, oder zufällig existire, bleibt annoch zweifelhaft.

Ach liebster Freund! verleugne nicht die ersten Grundsätze der Vernunft. Was nennest du ein zufälliges Ding? Nicht wahr?

Das Wesen des Zusammengesetzten für sich betrachtet, besteht bloß in dem bestimmten Zusammenhange gewisser Theile, die in einer gewissen Zahl, in einer gewissen Lage, und in einem gewissen Abstande unter sich dasind. Alles das ist in der höchsten Stufe zufällig; die Zahl, die Lage, der Abstand, der Zusammenhang. Denn alle diese Stücke sind so beschaffen, daß sie eben so leicht, als sie dasind, auch nicht daseyn können; und daß tausend, und tausend andre Zahlen, Lagen, Abstände, und Zusammenhange gleich möglich sind.

Wie können wir dann also, ohne offenbaren Widerspruch, dem Zusammengesetzten ein unbedingt nothwendiges Daseyn zueignen? Hieße es nicht, die unbedingte Nothwendigkeit an gewisse Bedingungen anhängen; und jemanden voraussetzen, der die Zahl, die Lage, den Abstand, mit einem Worte, diesen individuellen Zusammenhang der Theile zuvor bestimme?

wahr? das seinem Wesen nach, daseyn, oder nicht daseyn kann; und das eben deshalben den zureichenden Grund seines Daseyns nicht in sich enthält? Ja ja! das ist die wesentliche Beschaffenheit eines jeden insonderheit, und aller zufälligen Dinge zusammen, die sich immer denken lassen.

Bemerkest du nicht schon die natürlichste Folge, die daraus fließt? Kannst du dich noch länger enthalten, den untrüglichen Schluß zu machen: der zureichende Grund des Zufälligen kann nirgend, als in dem nothwendigen Dinge angetroffen werden? Und der Schluß zieht diesen nach sich: wenn auch nur ein einziges zufälliges Ding existiret: so muß schon, auch das nothwendige existiren.

Die unendliche Reihe von zufälligen Ursachen, und Wirkungen ist ein elender Schlupfwinkel, in den ihr euch auf etliche Augenblicke verkriechen: nicht eine Schanze, hinter der ihr Sicherheit finden könntet.

So viel zufällige Dinge: so viel unumstößliche Beweise für das Daseyn des nothwendigen. Und wer die zufälligen Dinge, bis in das Unendliche vermehret: der vermehret zugleich die Beweise für das Daseyn des nothwendigen bis in das Unendliche; ohne daß dabey die ganze unendliche Reihe zusammengenommen aufhöre, ein zufälliges Ding zu seyn. (4.)

Liebster

(4.) Der Beweis ist stärker, als es vielleicht anfangs scheint. Er ist vollkommen überzeugend; und die Vernunft kann ihm durchaus nicht widerstehen. Nur eine kleine Aufmerksamkeit fodert er; und die soll ihm mit ruhigem Gemüthe gegeben werden.

Der Schluß ist untrüglich: Ein, zwey, drey, vier, fünf, sechs, u. s. w. zufällige Dinge haben den zureichenden Grund ihres Daseyns nicht in sich: also haben ihn auch hundert, tausend, zehn tausend — — — unendliche nicht. Gleich als wenn ich sagete: Eine steinerne Kugel lebet nicht: also lebet auch ein unendlicher Haufe steinerner Kugeln nicht.

Eine unendliche Reihe von zufälligen Dingen, deren eines von dem andern abhängt, ist einer Kette ähnlich, in der allemal ein Glied mit dem andern verbunden ist. Gesetzt: es wären in einer

Kette

Liebster Misotheus, theurer Freund! Einen Theil deiner Zweifel habe ich beantwortet; und wie ich mir schmeichele, so beantwortet, daß du nichts finden wirst, was sich dagegen einwenden ließ. Versuche es: ich will dir Zeit lassen; und indessen mit der Beantwortung der übrigen einhalten. Entferne dich von dem Getümmel der Leute, und noch mehr, der Leidenschaften; schließ dich in dein Cabinet ein; und überlege mit aufrichtiger Wahrheitsliebe, alles das genau, was ich hier niedergeschrieben habe, um dich auf einen, deiner Rechtschaffenheit so würdigen, Entschluß zu bringen.

Fort-

Kette dergleichen Glieder ohne Zahl bis ins Unendliche. Wer wird wohl so leichtsinnig seyn, daß er sich überreden lasse, zu glauben: die ganze Kette hange von sich, ohne Stütze, ganz frey, in der Luft herab; weil nämlich die Zahl der Glieder unendlich ist?

Fortsetzung der Antwort des Philotheus an den Misotheus.

Deine Entschließung, liebster Freund! desto gewisser zu befördern, will ich mir itzt alle mögliche Mühe geben, die noch rückständigen Zweifel zu heben.

Viel Mängel, und Fehler stoßen dir in dem Weltgebäude auf; und diese, meynest du, verrathen einen nicht genug weisen, nicht genug mächtigen Urheber.

Wie magst du so dreiste bejahen, was dir nimmer bekannt seyn kann? Kann ein kurzsichtig Geschöpf das unermeßliche Weltall übersehen? Kann die eingeschränkte Vernunft in den Zusammenhang aller Theile, die das Ganze ausmachen; in die Art und Weise ihrer Uebereinstimmung zu dem gemeinschaftlichen Endzwecke hineindringen? Und dennoch, so lange es nicht geschieht: bist du nicht im Stande, von der Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit

heit einzelner Dinge vernünftig zu urtheilen.

In der Grundlehre ist die Wahrheit ausgemachet: Die Vollkommenheit der Theile wird von dem Gesetze der Vollkommenheit des Ganzen bestimmet. Und aus dem Grundsatze fließt der folgende: Eine anscheinende Unvollkommenheit der Theile kann nicht allein, in der Beziehung auf das Ganze, völlig verschwinden: sondern noch dazu zur Vollkommenheit des Ganzen etwas beytragen. (1.)

Hieraus nun fließt die Auflösung (2.) deines Einwurfs. Wenn wir von der Ordnung

(1.) Ein Beyspiel giebt das menschliche Auge, dessen gewisse anscheinende Unvollkommenheiten, in der Beziehung auf den ganzen Körper, sogleich verschwinden. Aber davon will ich ein andermal (XII. St.) ausführlicher handeln.

(2.) Philotheus scheint etwas zu gähe auf diese Auflösung zu verfallen. Vielleicht wäre ihr mehr Klarheit zugewachsen; wenn er zuvor, aus den vorausgeschickten Sätzen diese Folge gezogen hätte.

Alle

nung und Schönheit der Welt auf einen weisen, und mächtigen Schöpfer schließen: so fängt der Schluß bey dem an, was wir wissen. Wenn du von der anscheinenden Unordnung auf einen unweisen, und ohnmächtigen Schöpfer schließest: so fängt der Schluß bey dem an, was du nicht weißt. Wer schließt besser? Ich dächte: ein jeder Logiker wird vermögend seyn, den Zweifel aufzulösen.

Und endlich, ist ja hier nur die Frage: ob uns das, was wir von der Welt wissen, einen weisen Urheber ankünde; denn was wir

Alle Unordnungen, alle Mängel, und Fehler, die in dieser Welt zu seyn scheinen, gründen sich nur in unserer kurzen Einsicht, oder ohne Umschweife, in unserer Unwissenheit. Weil wir nicht wissen, wie ein jedes einzelnes Ding beschaffen seyn soll, damit es, mit allen übrigen verbunden, zur höchsten Endabsicht abziele: so kann es leicht geschehen, daß wir uns etwas als mangelhaft vorstellen, was doch in der That die Vollkommenheit des Ganzen befördert. Die Ordnung hingegen, die darinnen herrschet, ist so sichtbar, so einleuchtend, daß sie von dem Misotheus selbst nicht geleugnet wird.

wir nicht wissen, kann uns weder Ja, noch Nein sagen.

Itzt komme ich auf das, was deinem Ausspruche nach nicht mehr zweifelhaft; sondern gewiß ist. In so einem zuversichtlichen Tone pfleget ihr zu schwatzen, und den Unwissenden eitle Machtsprüche für ausgemachte Wahrheiten zu verkaufen.

Wenn du jemals den wesentlichen Charakter des Vorurtheils studieret hättest; und das hätte doch deine wichtigste Beschäfftigung seyn sollen: so würdest du ohne Zweifel entdecket haben, daß die Allgemeinheit damit offenbar streitet. Ein Vorurtheil, das auf der ganzen Erdkugel, bey allen Völkern, und in allen Jahrhunderten gleich herrschete, wäre ein Vorurtheil, dem das Wesen des Vorurtheils fehlete; das ist: es wäre eine Chimäre. Die Verschiedenheit, die Unbeständigkeit, die Veränderlichkeit, sind die Merkmale, wodurch sich das Vorurtheil bald zu erkennen giebt.

Daß

Daß alle Menschen zufälliger Weise in einer falschen Meynung übereinkommen, ist eben so unmöglich: als es unmöglich ist, daß ein prächtiger Palast aus von ohngefähr zusammengeworfenen Steinen entstehe. Aber du glaubest, dieses Zufällige, durch die Bestimmung der Ursachen gehoben zu haben. Wohl! lasset uns dieselben untersuchen.

Die erste soll die Unwissenheit seyn. Die Leute, willst du sagen, die sich mit der Erforschung der natürlichen Begebenheiten beschäfftigten, suchten auch ihre Ursachen auf; und fanden sie nirgend. Da kamen sie auf den Einfall, ein unsichtbares, höchstes, und mächtigstes Wesen zu erdichten, dem sie alles, was sich hienieden eräugete, zuschrieben; und dieß um so viel lieber: weil es diente, ihre Unwissenheit nicht allein vor eigenen; sondern auch vor fremden Augen zu vermänteln.

Glücklicher, höchst gewünschter Einfall! Es ist doch einerley, däucht mir: ob wir

den Schöpfer aus der Zufälligkeit der Welt, und ihrer Theile; oder aus der schönen, und weisen Anordnung des ganzen Baues; oder aus den natürlichen Begebenheiten kennen lernen.

Sieh, was ich dir zugestehe! Ich leugne gar nicht, daß die Erforschung der natürlichen Ursachen, und Wirkungen der gerade Weg zur Erkenntniß Gottes ist. Nur ein Vorurtheil, eine Erdichtung, die von der Unwissenheit gebohren worden, soll es nicht heißen.

Nein! die Menschen waren eher von dem Daseyn Gottes überzeuget, als sie anfiengen Philosophen zu werden; und je mehr sie in der Kenntniß der natürlichen Erscheinungen fortschritten: je klärer und deutlicher sahen sie diese Wahrheit ein.

Die Politik, denkst du, könnte wohl auch eine Mutter dieses Vorurtheils seyn. Die Politik derjenigen, die sich zu den ersten Gesetzgebern des menschlichen Geschlechtes aufwarfen; die die Menschen in einen

Staat zusammenbringen, und mit uneingeschränkter Gewalt beherrschen wollten.

Wenn der Satz auch nur einen Schein der Wahrscheinlichkeit haben sollte: so müßte zum voraus klar dargethan werden, daß die Meynung von Gott nicht älter ist, als alle Staaten. Und das kann schlechterdings nicht bewiesen werden; denn es ist gewiß falsch. Die Geschichte saget uns die ersten Gesetzgeber; den Ursprung größerer Gesellschaften; den Anfang aller Künste, und Wissenschaften; aber den ersten Vertheidiger, den Erfinder des göttlichen Daseyns saget sie uns nicht. (3.)

Lassen

(3.) Nicht nur von der Seite verräth sich die Nichtigkeit dieses Einwurfs. Ich betrachte ihn aus einem andern Gesichtspunkte; und da hält er eben so wenig die Probe. Wer den Menschen eine Last aufbürden will, um ihnen damit noch ein anders schweres Joch auf den Hals zu werfen, der hat vergebliche Mühe.

Das ist der Fall, worinnen sich die Regenten, nach dieser Hypothese, befunden hätten. Freygebohrne Leute der Dienstbarkeit unterwerfen, ist in der That, eine Aufbürdung eines harten Joches:

Lassen wir itzt die Aeltern an die Stelle der Gesetzgeber treten; und auch dein letzter Zweifel wird wegfallen. Freylich die Erziehung ist eine reiche Quelle der Vorurtheile: noch mehr; sie hat auch großen Antheil an der Ausbreitung dieser Meynung. Aber daß sie deshalben falsch; daß sie ein Vorurtheil sey, das ist der Wahrheit nicht gemäß.

Wie

Joches: und die Furcht vor einem eingebildeten Wesen, das unendlich mächtig, überall gegenwärtig, und der schärfste Richter, auch der verborgensten Missethaten, seyn sollte, wäre nicht weniger, eine schwere, und ungewohnte Last. Und dennoch hätte sie das füglichste Mittel seyn sollen, Menschen, die die Freyheit über das Leben schätzten, unter die Botmäßigkeit zu bringen, und im Zaume zu halten? Nein, das lasse ich mir nicht aufbinden. Ich bin vielmehr überzeuget, daß eine gerade entgegengesetzte Wirkung würde erfolget seyn.

Sie ist aber nicht erfolget; und die Gesetzgeber haben ihren Endzweck vollkommen erreichet.

Eben daraus schließe ich das Gegentheil. Nämlich Solon, Lykurg, Numa, und wie die andern heißen, waren kluge Staatsmänner; sie wußten, sich der ohne dieß herrschenden Neigungen der

Unter-

Wie ist dieß Vorurtheil bey den Aeltern entstanden? Ist es nur ein blinder Einfall gewesen? Und ist es auch möglich, daß alle Aeltern, in den vier Theilen der Welt, und zu allen Zeiten, in einem so zufälligen Gedanken übereinkommen? Wir wissen doch, wie verschieden, und wandelbar, bey verschiedenen Völkern, und zu verschiedenen Zeiten die Art der Erziehung gewesen, und annoch sey.

Wie

Unterthanen zu ihrer Absicht zu gebrauchen. Der dumme Pöbel war schon für sich, von der übertriebenen Neigung, Gottheiten über Gottheiten zu verehren, eingenommen. Das sahen sie; und daher kam es, daß sie geheime Erscheinungen der Götter und Göttinnen erdichteten; und in ihren Namen Gesetze verkündigten. So wollten sie das Ansehen der Götter den menschlichen Gesetzen mittheilen; die Verletzung dieser mit der Beleidigung jener verbinden, und dem Staate eine Stütze unterlegen, worauf er, ihrer Meynung nach alleine fest ruhen könnte; glücklich, wenn sie dafür den wahren Gott, und sein Gesetz verkündiget hätten.

Bey allem dem ist es doch niemal einem von diesen Männern eingefallen, sich für den Erfinder der Gottheit, oder der Religion auszugeben.

Wie hat es sich hernach durch so viele Jahrhunderte, in aller der Stärke erhalten; da doch so viel andre Vorurtheile der Kindheit, bey dem Wachsthume des Verstandes, der Wissenschaften, und Sitten erkennet, gebessert, abgeleget worden?

Nein, nein! Es ist kein Vorurtheil; kein falscher Wahn. Es ist eine mündliche Ueberlieferung, eine Lehre, die von dem ersten Stammvater von Hand zu Hand auf uns gekommen ist. Und dieser Umstand läßt uns nicht einen Augenblick an der Wahrheit zweifeln. (4.)

Nun

(4.) Recht saget Philotheus; denn soll etwa der erste Mensch in einem so wichtigen Punkte sich selbst, oder die ganze Nachkommenschaft getäuschet haben? Das ist freylich bald gesaget: aber nicht eben so bald erwiesen.

Was immer bisher, die Afterphilosophen von dem Ursprunge der Menschen geschwatzet haben: so kann man sich doch denselben, vernünftiger Weise, nicht anders vorstellen; als daß der erste unmittelbar von Gott selbst gemachet worden; und zwar in dem Stande, mit seinen Füßen zu gehen, mit seinen Händen zu arbeiten, mit seinem Kopfe zu denken; und mit allem dem seine

Er-

Nun tritt auf meine Seite. Die Gründe, die ich dir zu überdenken vorgeleget habe, sind überzeugend, und wie du es verlangtest, überwiegend.

Wenn sie es aber auch nicht wären: so sind sie doch gewiß stärker, dann die deinigen; und das, dünket mich, soll genug seyn. Gieb ihnen nur einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit; und das kannst du nicht füglich verweigern: so verbindet dich schon die Vernunft, nicht zu widerstreben.

Wie verhältst du dich, wenn es um das Leben, den guten Namen, die äußerlichen Güter zu thun ist? Welest du nicht die wahrscheinlichere Partey? Begnügest du dich nicht, mit der größern Wahrscheinlichkeit, in der Verwaltung der häuslichen Geschäffte, ohne deswegen wankelmüthig zu seyn?

Kann

Erhaltung, seine Fortpflanzung, seine Glückseligkeit zu besorgen.

Und über das, dächte ich, könnten wir ihm sicher zutrauen; daß er seinen Schöpfer, am besten werde gekennet, und den Nachkömmlingen bekannt gemacht haben.

Kann wohl aber ein größeres, und wichtigeres Geschäfft erdacht werden, als dieses ist, von dem deine wahre Glückseligkeit, das ewige Heil deiner Seele abhängt?

Die Verleugnung Gottes ist allezeit gefährlich; niemals zuträglich. (5.) Im Gegentheile, ist die Bekenntniß Gottes, wenn nicht allezeit zuträglich; wenigstens niemals gefährlich. Zieh nun die Vernunft zu Rathe; sie steht offenbar für die bejahende Seite.

Aber die Furcht vor einem allmächtigen, allwissenden, und allgegenwärtigen Richter ist ein hartes Joch! Nein, wenn du nur eine gränzenlose Güte dazu denkest; und das mußt du denken. Der Gott, den wir anbethen, ist kein Tyrann; er gebrauchet sich der Allmacht, nur nach der Vorschrift der unend-

(5.) Wenn du Gott leugnest; und irrest: ist die Strafe unausbleiblich. Wenn du Gott leugnest; und nicht irrest: ist doch kein Vortheil zu hoffen.

Hingegen, wenn du Gott bekennest; und irrest: ist kein Schade zu fürchten. Wenn du Gott bekennest; und nicht irrest: ist der größte Lohn zu erwarten.

unendlichen Güte; und beyde leitet eine nicht minder uneingeschränkte Weisheit.

Der Gedanke: es ist ein weisestes, gütigstes, mächtigstes Wesen, das über mich wachet, das mein Schicksal besorget: ist trostvoll; er zertreibt das trübe Gewölke, und heitert das Gemüth aus. Ein jedwedes rechtschaffne Herz ist so sehr für ihn eingenommen, daß es wünschet lieber, wo es möglich wäre, in dem hintergangen: als vom Gegentheile überzeuget zu werden; denn nur darinnen findet es das reine, das dauerhafte Vergnügen.

Reden wir frey. Es ist weit erwünschlicher, unter der sanften Regierung des allmächtigen, und gütigsten Herrn zu stehen; als sich in die harte Dienstbarkeit der fatalen Nothwendigkeit, oder des blinden Ohngefährs zu schmiegen.

Was für eine Ruhe des Gemüthes kann dort seyn, wo keine Hoffnung vorhanden ist, das angebohrne Sehnen nach der wahren Glückseligkeit jemals erfüllet zu sehen? wo die gegenwärtigen Güter, wenn sie auch

ohne Maaß überhäufet würden, die natürlichen Begierden nicht stillen: sondern nur mehr rege machen? wo die traurigsten Zufälle, die das Ohngefähr bedrohet, jeden Augenblick zu fürchten? wo Armuth, Krankheiten, und hundert andre dergleichen Drangsalen, ohne Hoffnung einiger Belohnung zu ertragen sind? wo der unausbleibliche Verlust des Lebens selbst, mit allen Gemächlichkeiten, von denen es begleitet wird, ohne Erwartung eines bessern unaufhörlich vor Augen schwebet. Solch ein Verhängniß wünschest du dir, da du wünschest, daß es keinen Gott gebe.

Wir hingegen werfen uns, voll Vertrauens, in den Schooß des weisesten, gütigsten, und alles anordnenden Gottes, und genießen dabey die süßeste Ruhe. Wünschen aber auch herzlichst, daß du, und alle deines gleichen, mit Veränderung eurer Gesinnungen, an unserm Glücke Theil nehmet.

Von dem ächten

Begriffe Gottes.

Was ist Gott? Eine Frage, die leichter aufzugeben, als aufzulösen ist. Und dennoch machet man sich schon gewissermaaßen anheischig, dieselbe zu beantworten, so bald man das Daseyn Gottes behauptet.

Simonides ward in diesen Umstand von Hieron dem Tyrannen versetzet. Was that er? Er bath sich einen Tag zum Nachdenken aus; und nachdem dieser verflossen war, wiederum zween andre, mit dem

Bey-

Beysatze: „Je mehr ich der Sache nach-
„ sinne: desto verworrener, und dunkler
„ kömmt sie mir vor. „

Der stolze Philosoph sprach recht; denn er wollte seine kurze Einsicht zum Maaße des Unendlichen machen. Eine Klippe, an der die Alten haufenweise scheiterten, wenn es auf die Bestimmung des Begriffes von Gott ankam.

Daher so viele Abenteuer, so viele widersinnige Irrthümer. Einige erhuben zu der Stufe die träge Materie, und betheten den faulen Kloß, wie Gott an; andre die ganze Welt, oder eine durch die ganze Welt sich ergießende Seele. Einige nahmen beynahe unzehlbare Götter an, und ließen auch Thiere, Steine, Bäume, Zwiebel, und Knoblauch * an dieser Würde Theil nehmen; andre gaben den Göttern einen menschlichen Leib, und mit dem Leibe alle

* O sanctas gentes, quibus hæc nascuntur in hortis Numina!

Juvenalis Sat. 15.

alle Schwachheiten, Gebrechlichkeiten, und Leidenschaften; um sie der scheußlichsten Laster fähig zu machen, und also durch höhere Beyspiele die eigenen Fehltritte zu beschönen.

Kein Thier ist so verhaßt, kein Scheusal so veracht,
Dem nicht ein Volk gedient, und Bilder sind gemacht.
Das dumme Memphis sucht im Sumpf den Krocodill,
Und räuchert einem Gott, der es verschlingen will;
Noch töller, als hernach, da es die Gartenbetter
Zu heil'gen Tempeln macht, und düngte seine Götter.

Haller.

Wir müssen uns Gott als ein unendlich vollkommenes Wesen vorstellen.

Das ist eben der Knote: fiel Philint dem Hermes ins Wort; da er mit ihm nächst dem Ufer der Donau spatzierte. Was ist Unendlich? was Vollkommen? Unsre Modegelehrten behaupten: es sey ein leerer

Schall

Schall ohne Begriff; sie leugnen schlechtweg, daß man sich auf irgend eine Art, eine hinlängliche Idee von dem unendlich vollkommnen Wesen machen könne.

Deine Modegelehrten denken allzu sinnlich, versetzte Hermes: sie wollen nichts zugeben, was nicht in die Sinne fällt; sie machen die Empfindung zum einzigen Merkmale der Wahrheit. Und wenn sie manchmal im Vorbeygehen, den Verstand zu Hilfe rufen: gerathen sie leicht auf die Irrwege, worinnen sich die alten Philosophen verstiegen haben; denn ihre Leichtsinnigkeit läßt sie nicht in der Mitte stehen.

Phil. Redest du nicht selbst damit den Modegelehrten das Wort?

Das fürchte ich gar nicht: erwiederte Hermes.

Phil. Vorausgesetzet, daß es keine angebohrnen Ideen giebt; und das ist wenigstens itzt die herrschende Meynung in der Philosophie: so haben wir alle unsre Begriffe

griffe den Sinnen zu verdanken. Einige schaffet uns ihr Gebrauch unmittelbar herbey: andre mittelbar; zu denen wir nämlich, mit Beyhilfe des Verstandes, und der übrigen Seelenkräfte, durch die Bearbeitung der Ersten gelangen können. Nun aber alle sinnlichen Gegenstände sind endlich; auch der Verstand, und alle Seelenkräfte sind eingeschränket: woher werden wir dann den Begriff des unendlich vollkommnen Wesens nehmen? Ich dächte vielmehr: desselben Unmöglichkeit sey die richtigste Folge, die sich daraus ziehen läßt.

Herm. Nein doch! Höchstens wird ein Philosoph, der alles genau zergliedert, daraus schließen, daß ein vollständiger Begriff von dem unendlich vollkommenen Wesen, die menschlichen Kräfte übersteige. Aber was schadet es? können wir uns nicht an einem unvollständigen, der doch klar, und deutlich ist, begnügen lassen? Ich will dir zuerst meinen Begriff davon, vor Augen legen; und dann, wenn es dir

an

an Geduld nicht gebricht, den Weg weisen, der gerade dazu führet.

Phil. An Geduld wird es mir gewiß nicht mangeln; wenn du nur nicht zusehr philosophisch darein gehst. Die Wahrheit zu gestehen, ich liebe eure trockne Lehrart nicht sehr.

Herm. Willst du vielleicht, nach der Mode unsrer Zeiten, die abstrakten Wahrheiten mit Augen sehen, und mit Händen fühlen? Ich schätze eure Aesthetik hoch; aber du wirst doch nicht in Abrede seyn, daß es Wahrheiten giebt, die sich nimmer unter ein sinnliches Bild schmiegen. Und dieß ist die Beschaffenheit derjenigen, wovon wir itzt handeln. Ich schließe die Sinne nicht ganz aus; sie thun ihre Dienste: jedoch für sie sind diese Wahrheiten nicht unmittelbar; sie gehören dem Verstande zu. Wenn ich also ein wenig zuviel Philosoph seyn sollte: so wirst du mirs zu gute halten.

Phil. Ich sehe wohl, daß ich meine Foderungen nicht zu hoch spannen darf.

Mache es, so gut du es vermagst, und der Stoff zuläßt.

Herm. Die Vollkommenheit besteht in der Uebereinstimmung des Manchfaltigen.

Phil. Man hält die Uhr für vollkommen, deren alle, obwohl verschiedene Theile zu dem gemeinschaftlichen Endzwecke, nämlich zur Bezeichnung der Stunden, oder auch Minuten abzielen. Auch eine Bildsäule, ein Gemälde, ein Gedicht, eine Rede sind nur damal vollkommen, wenn ihre Bestandtheile so unter, und mit einander verbunden sind, daß dadurch die Endabsicht aufs Beßte erreichet wird. Wo findet sich hier die Uebereinstimmung des Manchfaltigen?

Herm. Das eben wollte ich. Die verschiedenen Theile sind das Manchfaltige; und sie stimmen überein, in so weit ein jeder von ihnen in der Verknüpfung, das Seinige zur beßten Erreichung der Endabsicht beyträgt. Das ist der Standort,

ort, woraus ich ohne alle Umwege zu meinem Ziele gelange.

Phil. Wie so? darf ichs wissen?

Herm. Alles, was wir denken können, ist entweder Realität, oder Mangel. Der, weil er im Grunde ein bloßes Nichts ist, kann nicht übereinstimmen. Das Manchfaltige also, das übereinstimmet, besteht nur in Realitäten. Setze nun in einem Dinge alle möglichen, und größten Realitäten: so hast du alle mögliche, und größte Uebereinstimmung des Manchfaltigen; und folglich ein höchst vollkommenes Ding, das alle möglichen an der Vollkommenheit übertrifft, und von keinem kann übertroffen werden.

Phil. Das ließe sich so ziemlich fassen. Nur — —

Herm. Geduld! laß mich meinen Zweck verfolgen. Die Realitäten sind ohne Zahl möglich; das heißt: die Realitäten sind der Menge nach unendlich. Die größ-

größten Realitäten leiden keine Schranken; denn so bald etwas eingeschränket ist: so läßt sich schon in der Art, noch ein Größeres denken. Das heißt: die größten Realitäten sind der Größe nach unendlich. Nun lasse ich dir den Schluß über. Nicht wahr? dasjenige, das mit allen möglichen, und größten Realitäten begabt ist, ist auch wirklich das unendlich vollkommene Wesen, dessen Begriff dir so viel Schwierigkeit machte?

Phil. Nur das Wort Realität will mir nicht recht eingehen. Es ist außer der Philosophie nicht im Gebrauche, und deswegen dem größern Haufen der Menschen unverständlich.

Herm. Verstehen das Wort nicht alle: so kennen doch alle die damit bezeichnete Sache. Wer kennet die Sätze nicht, die sich widersprechen? Wer weiß nicht, daß einer davon bejahend: der andre verneinend ist? Nun! der Bejahende drücket immer eine Realität: der Verneinende

 einen

einen Mangel aus. Wenn also jener von etwas mit Wahrheit gesaget werden kann: so kömmt ihm die Realität; wenn dieser: der Mangel zu. Z. B. Die Sätze: Philint hat Witz, Philint hat nicht Witz: widersprechen sich; jener bejahet: dieser verneinet; jener drücket die Realität: dieser den Mangel aus. Weil ich also mit strengster Wahrheit sagen kann: Philint hat Witz: so ist der Witz eine der Realitäten, die meinen liebsten Philint zieren. Sind das unbekannte Sachen? Ich dächte also: wir könnten immer dem Worte, auch außer der Philosophie, das Bürgerrecht schenken.

Phil. Nachdem du die Sache so deutlich aus einander gesetzet hast, gebe ich selbst die Stimme dazu. Aber ein anderer Zweifel stößt mir hier auf. Nach dem gemeinen Sprachgebrauche wird der Name der Vollkommenheit einer jedweden einzelnen Realität zugeleget. Der Verstand, der Witz, das Genie, alle Fähigkeiten der mensch-

menschlichen Seele sind, nach der allgemeinen Gewohnheit zu reden, Vollkommenheiten. Wie ist das mit deiner Erklärung zu vereinbaren? Es findet sich ja in einer einzelnen Realität nichts Manchfaltiges, nichts Uebereinstimmendes?

Herm. Die Leute, die also sprechen, sind recht daran; und dennoch verliere ich nichts dabey. Beydes verträgt sich ganz gut mit einander. Von der einen Seite, stimmet nichts, wie gesaget, überein, als was Realität ist. Von der andern, stimmet eine jede Realität, an und für sich betrachtet, mit einer jeden andern allezeit überein; denn wo nur bejahet, und nichts verneinet wird: da hat kein Gegensatz, oder Widerspruch Statt. Soll dieses nicht ein hinlänglicher Grund seyn, den Namen der Vollkommenheit auch einer jedweden einzelnen zu geben? Umgekehrt läßt sich die Sache auf den Mangel anwenden, und so kann ein jeder Mangel Unvollkommenheit heißen. In diesem

Sinne ist das unendlich vollkommne Wesen ein Wesen, das alle möglichen Vollkommenheiten, ohne alle Einschränkung, sowohl in Ansehung der Zahl, als der Größe besitzt.

Phil. Nun wohl! Einen Theil deines Versprechens hast du vollkommen erfüllet. Du verbindest mich ungemein, wenn du auch den andern so deutlich ausführest. Es liegt viel, sehr viel daran, die Art, und Weise einzusehen, wie man zu dem Begriffe gelangen kann.

Herm. Du sollst deines Wunsches bald gewähret seyn. Ich betrachte mich selbst, oder vielmehr das in mir denkende Wesen; dich und andre Menschen; ich betrachte lebende, und leblose Dinge, alle die, und wie sie mir in die Sinne fallen. Ueberall finde ich etwas, das vollkommen: etwas, das unvollkommen ist. Ja so gar in den Vollkommenheiten treffe ich etwas mangelhaftes, den Schranken an. Also fühle ich in mir eine Kraft die Wahrheit zu erkennen; das ist Vollkommenheit: ich

fühle

fühle in mir eine wirkliche Unwissenheit sehr vieler Wahrheiten; das ist Unvollkommenheit: ich fühle, daß ich mit aller Anstrengung meiner Kraft gewisse Wahrheiten nimmer erreichen mag; das ist Unvollkommenheit in der Vollkommenheit; das ist der Mangel, die Einschränkung meiner Denkungskraft. Auf gleiche Weise gehe ich zu Werke bey der Betrachtung so vieler andern Eigenschaften, die entweder mir, oder andern Dingen außer mir zukommen.

Bisher sind die Sinne allein beschäfftiget; sie bereiten den Stoff zu. Nun kömmt der Verstand darüber, um denselben zu bearbeiten. Er sondert das Vollkommne von dem Unvollkommnen ab; er sammelt alle möglichen Vollkommenheiten; er vergrößert sie, mit Hinzudenkung aller möglichen Grade bis ins Unendliche, um damit aller Einschränkung vorzubeugen; er verbindet dieselben unter einander, und machet sich also, durch die

 auf

auf einmal zusammengefaßte Vorstellung aller der unter sich verbundenen uneingeschränkten Vollkommenheiten, einen Begriff, der eben der Begriff des unendlich vollkommnen Wesens ist.

Er ist deutlich, dieser Begriff, obwohl nicht vollständig. Beydes giebt ihm der Verstand; das erste: in so weit er eine Realität ist; das zweyte: in so weit auch er eine eingeschränkte Realität ist. Sieh! wie möglich der Begriff des unendlichen Wesens sey.

Phil. Ja, sie steht vor Augen, diese Möglichkeit. Itzt kömmt es nur noch auf das an: ob es der wahre Begriff von Gott sey; denn wie ich mich erinnere, sagtest du anfangs: man müsse sich Gott, als ein unendlich vollkommnes Wesen vorstellen.

Herm. Der wahre, zweifele nur nicht, der einzige wahre und würdige Begriff von Gott. Alle andre sind fehlerhaft,

haft, desto mehr fehlerhaft, je mehr sie von ihm abweichen.

Ja, Gott ist ein unendlich vollkommnes Wesen; denn wäre ers nicht: so müßten seine Vollkommenheiten entweder der Zahl, oder dem Grade nach bestimmet seyn; das ist: er müßte entweder nicht alle möglichen Vollkommenheiten, oder nicht alle mögliche Größe in den Vollkommenheiten besitzen. Läßt sich aber wohl das eine, oder das andre, oder beydes zugleich denken? Nimmermehr.

Beydes (es ist hier keine Absonderung nöthig) beydes setzet zum voraus eine Einschränkung, und die Einschränkung ein einschränkendes Ding.

Itzt fraget sichs: wenn ich ein solch einschränkend Ding annehmen wollte, sollte ich es von Gott unterscheiden, oder nicht? Das erste ist offenbar widersinnig.

Philint lächelte dazu, womit er anzudeuten schien, daß ihm dergleichen Macht-

sprüche nicht sehr gefielen; wenn sie nicht mit überzeugenden Beweisen unterstützet wären.

Hermes vermerkte es nicht so bald, als er etwas hitziger die Rede fortsetzte: Die Wahrheit meines Ausspruches liegt am Tage. Die Einschränkung bringt die Abhängigkeit mit sich; nun aber kann Gott von niemanden abhangen, weder in der Existenz, noch in seinen Realitäten. Nicht in jener: weil sie unumgänglich nothwendig ist; nicht in diesen: weil sie eben diese individuelle Existenz, die unumgänglich nothwendig ist, oder vielmehr dieß nothwendig existirende Wesen ausmachen.

Phil. Fürwahr ein abhangender Gott ist kein Gott; wem soll das nicht begreiflich seyn? Aber wenn wir das einschränkende Ding in Gott selbst setzen: haben wir den Widerspruch nicht zu fürchten. Und wer kann uns dafür Bürge seyn, daß es nicht also ist?

Herm.

Herm. Auch ein mittelmäßiger Philosoph; wenn er sich nur der Vernunft nicht misbrauchet. Wie? in Gott selbst soll die Ursache der Einschränkung stecken? Lassen wir es einen Augenblick gelten. Gott also, Gott selbst beschränket seine eignen Vollkommenheiten. Thut er es freywillig, oder nothwendig?

Freye Handlungen begehren einen Bewegungsgrund; und der kann nur in der Vorstellung des Guten bestehen. Itzt fodre ich alle Philosophen aus, vom Thales bis auf den großen *Leibnitz*, vom Xenophanes bis auf *Spinozen*; und bitte sie recht schön, daß sie mir mit ihrem Verstande, oder Witze, ausfindig machen, was immer Gutes an dieser Einschränkung, oder an dieser einschränkenden Handlung, oder an beyden zugleich hervorleuchten könne. Und wenn sie dreiste genug wären, um mir etwas vorzuschwatzen: so wollte ich aus ihren Grundsätzen darthun, daß Gott auch in seiner völligen Zernichtung etwas

Gutes

Gutes ersehen, und also ein Selbstmörder werden könne.

Phil. Viel gesaget.

Herm. Doch nicht zu viel. Denn Vollkommenheiten freywillig einschränken, und einen oder andern Grad derselben zernichten, ist in der That bey Gott einerley. Wenn also die Zernichtung etlicher Grade der Vollkommenheiten den Schein des Guten von sich geben kann: warum soll dieß nicht auch von der Zernichtung der übrigen Grade, und folglich aller Vollkommenheiten, und endlich des Wesens selbst können gesaget werden?

Phil. Der Beweis ist überzeugend. Nimmermehr wird Gott freywillig seinen Vollkommenheiten Maaß setzen. Aber vielleicht liegt der Grund der Einschränkung in dem Innersten seines Wesens?

Herm. Du schlägst dich also zur andern Partey, und willst die Einschränkung

für nothwendig annehmen. Gut! wir wollen diese Hypothese prüfen.

Wir können uns hier nur eine einzige Quelle des Daseyns, und der Vollkommenheiten vorstellen, die unbedingte Nothwendigkeit. Daraus fließt das Daseyn Gottes; daraus fließen alle die Vollkommenheiten, womit er ausgezieret ist.

Wer also behaupten will, daß die Einschränkung in dem göttlichen Wesen selbst gegründet sey; der muß zuvor unwidersprechlich darthun, daß die unbedingte Nothwendigkeit sich nicht auf alle möglichen Vollkommenheiten, oder wenigstens nicht auf alle möglichen Grade der Vollkommenheiten erstrecke. Und das ist, mit deiner Erlaubniß, über alle Beweise hinweggesetzet; vermuthlich, weil es Himmelweit von der Wahrheit absteht.

Kann die unbedingte Nothwendigkeit zugleich bedingt seyn?

Phil. Nein. Die Ungereimtheit fällt in die Augen.

Herm. Muß die Nothwendigkeit, die auf eine bestimmte Zahl der Vollkommenheiten, oder derselben Grade gebunden ist, bedingt seyn?

Phil. Ja. Der Satz ist unleugbar.

Herm. Warum?

Phil. Weil eben die Bestimmung der Zahl, oder der Grade eine Bedingung ist; und zwar eine Bedingung, die wieder von einem bestimmenden Wesen abhängt; denn ohne das läßt sich kein zureichender Grund denken, warum nur diese, und nicht jede andre, für sich eben so mögliche Zahl daseyn müsse.

Herm. Richtig. Denn von dieser Bestimmung würde die Nothwendigkeit abhangen. Nun magst du selbst schließen.

Phil. Nichts leichter. Wenn Gott kein unendlich vollkommnes Wesen ist: so erstreckt sich die unbedingte Nothwendigkeit, womit er existiret, nur auf eine bestimmte Zahl der Vollkommenheiten,

oder

oder der Grade in denselben; eine solche Nothwendigkeit aber ist bedingt. Und das ist ein zweyfacher Widerspruch; erstens auf Seite der Nothwendigkeit: zweytens auf Seite Gottes, als des unumgänglich nothwendigen Wesens. Dahin zielte dein ganzer Beweis; wenn ich anders, dich recht verstanden habe. Und ich kann schlechterdings, nichts dawider einwenden.

Hermes war mit dem Geständnisse sehr zufrieden, und weils schon spät zu werden anfieng, nahm er, unter lebhaftester Bezeugung der Freundschaft, von Philint Abschied, der ihm hingegen in verbindlichsten Ausdrücken dankte.

Eilf Uhr war es ohngefähr, als Hermes zu Bette gehen wollte; nachdem er von seiner Zurückkunft, die häuslichen Geschäffte zurechte gebracht hatte. Gähling entschloß er sich anderst; er warf sich auf den Lehnstuhl, der bey dem Studierpulte immer bereit stund, ihn zu umfassen;

sen; und schrieb eines Schreibens, bis die Sonne den Horizont überstieg.

Was mag wohl die Ursache der gähen Veränderung, die Absicht des Schreibens, und der Inhalt der Schrift gewesen seyn? Philint kann uns das Geheimniß aufdecken. Er empfieng des Morgens vom Hermes einen Aufsatz, der als eine Fortsetzung des gehaltenen Gespräches, kann angesehen werden. Hier ist er unverletzet, bis auf ein Pünktchen, wie ihn Philint mir überschicket hat.

Gott ist unendlich vollkommen, und diese gränzenlose Vollkommenheit fließt aus der unumgänglichen Nothwendigkeit, die seinem Daseyn eigen ist. Das haben Sie mir schon gestern Abends zugestanden. Daher läßt sich als eine Grundregel festsetzen: Eigne Gott alle die Vollkommenheiten zu, die in diesem unermessenen All, und in allen seinen Theilen anzutreffen sind.

Eben

Eben dahin führet uns auch geradezu der Begriff von der wirkenden Ursache, und ihrer Wirkung; denn es ist nur allzu gewiß, daß in der Wirkung nicht mehr enthalten seyn kann, als in der wirkenden Ursache ist; weil diese sonst etwas geben müßte, was sie selbst nicht hat. Erlauben Sie mir, davon eine kurze Anwendung zu machen.

Es giebt unter den Erdebewohnern Geschöpfe, die in ihren Handlungen, und Erfindungen Verstand, Vernunft, Weisheit verrathen. Man nennet sie Menschen. Prächtige Paläste, künstliche Maschinen, allgemeine, und in ein System zusammengeflochtene Wahrheiten, weise Gesetze des Staates, alle diese, und hundert andre dergleichen Erscheinungen bezeugen es unwidersprechlich. Sind diese Vollkommenheiten aus Nichts? So ungereimt es wäre, dieß mit Ernst zu behaupten: so gewiß hingegen ist es, daß es nicht ein Haar breit von der Wahrheit abstehen

würde, wenn dieselben dem Schöpfer nicht zukämen.

Nein! Ein nichtdenkendes, unverständiges, unvernünftiges, unweises Wesen wird nimmermehr ein denkendes, verständiges, vernünftiges, weises hervorbringen. Nein! Die Regel steht fest: wie die Ursache: so die Wirkung.

Nach Epikurs Meynung würde in dem ganzen Weltgebäude keine Bewegung jemal gewesen seyn: wenn nicht seine Atomen mit der Bewegungskraft, von eben derjenigen Nothwendigkeit, mit der sie existiren, wären ausgerüstet worden. Die Folge passet vollkommen zu seinen Grundsätzen.

Dürfte ich nicht mit mehrerm Rechte seinen Anhängern rund in den Bart sagen: Es würde kein verständiges Geschöpf auf Erde seyn, wenn nicht der Schöpfer Verstand besäße? So ist dann Gott ein denkendes, verständiges, vernünftiges, weises Wesen. Gehen wir weiter.

Mein

Mein innerst Bewußtseyn saget mir: daß ich oft wolle; oft nicht wolle: daß ich unter verschiedenen Gegenständen, die mir gut scheinen, einer willkührlichen, einer sowohl von äußerlichem Zwange, als innerlicher Nothwendigkeit freyen Wahl genieße. Dieß ist die Freyheit: jenes der Wille. Ich kann dieses von der ganzen Gattung, zu der ich mit so viel tausend andern gehöre, mit der größten moralischen Gewißheit bejahen. Es giebt daher Geschöpfe nach Tausenden, unter deren natürlichen Eigenschaften das Vermögen zu wollen, und frey zu wehlen Platz hat. Nehmen wir nun die oben festgesetzte Regel vor uns, und machen wir nach ihrer Vorschrift den Ausspruch: Gott ist ein Wesen, in dem sich Wille, und Freyheit mit dem Verstande, der Vernunft, und Weisheit vergesellschaften.

Ich denke, diese wenigen Beyspiele sollen genug zu verstehen geben, wie man es bey den übrigen Vollkommenheiten der

Geschöpfe anzustellen habe. Das innere Gefühl, die äussere Erfahrung, und eine aufmerksame Betrachtung entdecket uns dieselben; der Vernunftschluß aber eignet sie dem Schöpfer zu.

Ist sie aber nicht verführerisch, diese Methode? Geriethen nicht durch sie die Alten auf Abwege, woraus sie keinen Ausgang fanden? Woher so widersinnige Begriffe von Gott, oder wie sie zu reden pflegten, von Göttern, wovon ihre Schriften wimmelten? Sie übertrugen die menschlichen Eigenschaften auf die göttliche Natur; und was folgte daraus? Der wahre Gott wurde verkennet, und anstatt seiner der Himmel mit meyneidigen, ehebrecherischen, räuberischen, misgünstigen, und neidischen Misgeburten angefüllet.

Das heißt freylich grob irren; aber zum Glücke, führet die angegebene Regel zu diesem Irrthume nicht. Nur die Vollkommen-

kommenheiten befiehlt sie, Gott zuzuschreiben; nicht die Unvollkommenheiten: die Realitäten; nicht die Mängel. Man muß, um sie zu befolgen, auch in der Realität selbst den Schranken sorgfältig absondern; denn in so ferne etwas Realität ist, kömmt es dem unendlich Vollkommenen zu: nicht in so ferne es eingeschränkte Realität, Mangel, Fehler ist. Jene also, welche Gott auch der schwärzsten Laster fähig machten, verstunden diese Regel sehr übel; ja sie verstunden sie gar nicht.

Wo alle möglichen, und uneingeschränkten Vollkommenheiten sich vereinbaren: da kann kein Mangel Statt finden. Daraus fließt eine andre, nicht weniger anwendbare Grundregel: Setze weit von Gott alles das Unvollkommne weg, was sich in den Geschöpfen antreffen, oder auch nur denken läßt. Abhängigkeit, Unwissenheit, Wandelbarkeit, Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit, Haß, Neid, und

alle Leidenschaften sind entweder in sich selbst Mängel, oder entspringen doch aus dem Abgange einer Vollkommenheit: und deswegen können wir ihnen in dem Begriffe Gottes keinen Platz einräumen. Gott ist demnach unabhängig, allwissend, unveränderlich, gütig, wahrhaft, getreu in Erfüllung seiner Verheißungen, weit von aller Gemüthsbewegung entfernet; und wie Haller singt:

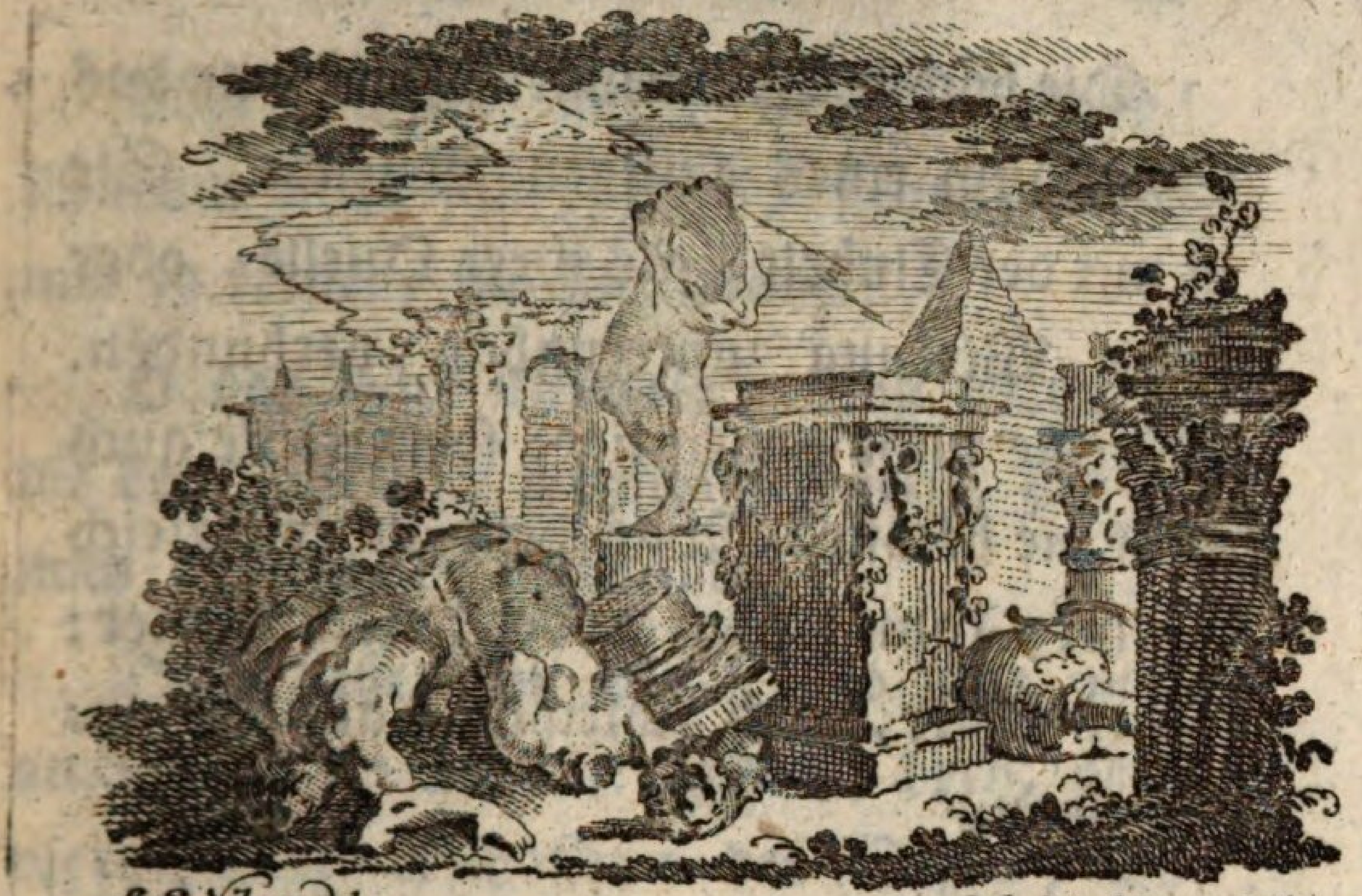
Gott unser Schöpfer ist ohn Anfang, und ohn Ende;
Er lebt von Ewigkeit zu aller Ewigkeit.
Ihn trift kein Wechselschein, noch eitle Sonnenwende;
Denn er ist selbst das Licht, so ewig sich verbreit.

Der berühmte, und gelehrte Herr Professor Meier in Halle hat sich, irgend in einer seiner philosophischen Abhandlungen, die mir itzt nicht bey der Hand sind, sehr angelegen seyn lassen, einen Satz zu behaupten,

ten, der wenn es ihm gelungen wäre, für uns Menschen nicht sehr tröstlich seyn würde. Den Satz: Gott könne, ungeachtet er unendlich vollkommen ist, seinen Willen ändern; er könne in der Zeit wollen, oder nicht wollen, was er von Ewigkeit nicht gewollt, oder gewollt hat.

Die Unrichtigkeit des Satzes ist einleuchtend; so bald wir der Quelle der Veränderlichkeit nachspüren. Die Aenderung des Willens setzet zum voraus eine nicht genugsame Erkenntniß der Bewegungsgründe; oder wenn dieß nicht ist, einen Wankelmuth, ein leichtsinniges Gemüth, das man auch bey den Menschen, mit Recht tadelt. Keines von beyden verträgt sich mit der unendlichen Vollkommenheit; weil beydes unvollkommen, und mangelhaft ist. Man verstößt sich also wider die angezeigten Regeln, wenn man Gott die Veränderlichkeit des Willens zumuthet.

Ich muß abbrechen; die Sonne kömmt schon allmählich über den Horizont herauf, und die Geschäffte rufen mich. Leben Sie wohl. Heute Abends erwarte ich Sie in dem schönen Lustgarten des Herrn von ***



Von der
Einheit Gottes.

Nur eine Sonne glänzet am Himmel; und die Erde soll nur einen Alexander kennen. So sprach Philipps Sohn, der große Weltbezwinger. Nein! setzte er hinzu: Alexander würde nicht Alexander seyn; wenn ihm jemand gliche.

Kann ich nicht mit besserm Fuge sagen: Gott würde nicht Gott seyn; wenn er seines gleichen hätte.

Die höchste Vollkommenheit ist nur das Eigenthum eines einzigen Wesens. Sie ist mit der Einheit, als ihrer Quelle, oder ihrer Wirkung untrennbar verbunden. Wäre sie nicht die einzige: so wäre sie auch nicht die höchste. Was dem andern gleich kömmt, kann weder größer, noch kleiner: weder besser, noch schlechter, als das andre, seyn.

Aus diesem Grundsatze behauptete, so gar in den Zeiten des Unglaubens, der eleatische Zeno die Einheit Gottes; und ich sehe nicht, warum wir uns weigern sollten, diesem Beweise beyzustimmen.

Zwar wollte ich nicht viel wetten, daß einige dreiste genug seyn werden, diese Probe, als ein Wortspiel zu verhöhnen. Ich höre schon einen von diesen Herren, mir ganz leise in das Ohr lispeln:

Warum eben eine? Warum nicht zwo, drey, oder vier höchste Vollkommenheiten?

Aber,

Aber, unter uns, lieber Freund! Warum nicht fünf, sechs, sieben, acht, und so ferner, ins Unendliche?

O das wäre unsinnig! Von Göttern, die der Zahl nach unendlich wären, hat es noch niemanden geträumet.

Desto besser für mich! So mag man auch, nur im Traume, zween, drey, oder vier Götter erschaffen: des Tages, wo man vollkommen bey Sinn, und Verstand ist, läßt sich nur einer denken.

Eines ist die nothwendige Folge des andern. So bald ich die aufgegebene Zahl, mit zwey oder drey, vervielfältigen kann: kann schon die Operation ins Unendliche fortgesetzet werden.

Wenn eine Natur nichts in sich enthält, das ihrer Vervielfältigung entgegen steht: so sind schon eben darum, unendliche Naturen von derselben Gattung möglich. Und wenn noch dazu ihre Existenz von der bloßen Möglichkeit abhängt: so sind sie nicht alleine möglich; sie sind schon wirklich.

Das

Das erste findet sich dort, wo zwey Wesen von einer gleichen Natur existiren können; das zweyte: wo das Wesen unumgänglich nothwendig, unendlich vollkommen, wo es Gott ist.

Nur also angenommen, daß zween Götter existiren können: und den Augenblick haben wir unendliche Götter möglich. Alleine möglich? Nein, sie sind schon da; sie sind wirklich. Alle bestimmte Zahl der Gottheiten ist ein eitels Spiel der ausschweifenden Einbildungskraft. Eine nur, oder unendliche existiren: das Mittel suchet man vergebens.

Vielleicht bin ich einigen zu viel Philosoph; und mein Beweis ist zusehr abstrakt. Wir wollen sinnlicher von der Sache reden.

Nehmen wir zween Götter an; beyde höchst vollkommen, wie es der ächte Begriff von der Gottheit erheischet; beyde also auch von einem uneingeschränkten Willen, und einer gleichförmigen Gewalt.

Liegt nicht in der Hypothese ein Widerspruch verborgen? Ein einziger Fall wird uns das Licht in der Finsterniß aufstecken.

Gesetzt, der eine wollte, daß die Welt existire; der andre wollte es nicht: er wollte das Gegentheil. Welcher Erfolg würde zu erwarten seyn?

Lassen wir alle Dualisten, und Polytheisten, von dem alten Zoroaster bis auf den witzigen Herrn Bayle: von den chaldäischen Sternguckern bis auf den abtrinnigen Kaiser Julian hereintreten. Sie möchten die Güte haben; und uns das Problem klar, und deutlich auflösen.

Alles wohl betrachtet, zerfällt die Antwort von sich selbst, in drey sich unter einander ausschliessende Theile, deren ein jeder, zum Unglücke der Herren Gegner, widersinnig ist.

Nämlich, entweder würde die Welt existiren.

Oder sie würde nicht existiren.

Oder

Oder sie würde zugleich existiren, und nicht existiren.

Geschähe das erste: so wäre der zweyte ein unvermögender, das ist, kein Gott.

Geschähe das zweyte: so wäre es der erste.

Sollte aber das letzte erfolgen: so wüßte ich nicht recht, warum ich nicht sagen könnte: der Schnee ist schwarz; und die Dinte weiß.

Dem ist leicht abgeholfen, ruft mir jemand zu. Ich setze den Fall, daß ihre Willen allezeit übereinstimmen. Und in der That, nur der Fall scheint möglich zu seyn; den die vollkommensten Wesen können nur das Vollkommenste wollen; und das ist eines.

Eines? Wie so?

Weil es das Vollkommenste ist.

Und dennoch können der vollkommensten Wesen zwey, oder drey seyn?

Und

Und warum müssen sie eben das Vollkommenste wollen? Haben sie nicht eine völlig freye Wahl, wenn es um äußerliche, und beschränkte Dinge zu thun ist?

Fürwahr, der ihnen diese Freyheit abspricht, der zwacket damit einen nicht kleinen Theil von der höchsten Vollkommenheit ab; und verläßt also die angenommene Hypothese. Ist aber die Freyheit zu wehlen da: ey so ist auch die Möglichkeit des zuerst vorausgesetzten Falles, nicht mehr zweifelhaft.

Die zween Beweise, womit ich itzt, die Einheit Gottes dargethan habe, gebe ich zwar nicht für neu: jedoch für vollkommen überzeugend aus; besonders, zu unsern Zeiten, wo man sich nicht so sehr bemühet, die Götter zu vermehren, als alle Gottheit gänzlich aufzuheben.

Und deshalben nimmts mich sehr Wunder, daß sich manche haben in Kopf setzen lassen: man möge die Vielgötterey, durch die bloß natürliche Vernunft, nicht übern

Hau-

Haufen werfen. Vielleicht glauben sie in dem Alterthume, eine feste Stütze ihres Lehrgebäudes gefunden zu haben.

In der That, kommen sie, bey der Behandelung dieses Stoffes, immer auf jene unseligen Zeiten zurücke, wo der abenteurliche Gebrauch, einer unzehlbaren Menge der Götter zu opfern, fast auf dem ganzen Erdboden, über die Vernunft triumphiret hat.

Meines Erachtens, muß man hier die Meynungen des unwissenden Pöbels, von den Gesinnungen des vernünftigern Theils, besonders der Philosophen, genau unterscheiden.

Hat man sich viel zu verwundern, daß der Pöbel mehrere Partikularvorsehungen, und folglich mehrere Götter erdichtet; da die Vereinbarung so vieler, durch die ganze Natur zerstreuten Kräfte, und Vollkommenheiten, um sie einem einzigen Wesen zuzueignen, sein Denkungsvermögen übersteigt?

Hat man sich viel zu verwundern, daß sinnliche, und nur sinnliche Gegenstände zu betrachten verwöhnte Menschen, auch den Gegenstand ihrer Anbethung sinnlich, und sichtbar haben wollen, und sich ihn deswegen, stets unter neuen Bildern vorstellen, bis durch die Vervielfältigung der Bilder, das Original selbst vervielfältiget wird?

Hat man sich viel zu verwundern, daß eine so dumme Denkungsart endlich dahin führe, daß man die Götter mit menschlichen Leibern bekleide; ihnen Schwachheiten, und Laster aufbürde; ja auch lasterhafte Menschen zu dieser Würde erhöhe, um einen Deckmantel zu haben, womit man seine eigne Schandthaten verhülle?

So ists: der Menschen Sinn durch eiteln Stolz erhöhet,
Verachtet die Natur; lobt nie, was er verstehet.
Der Tag gefällt ihm nicht, wie eines Luftlichts Pracht,
Der Gottheit Merkmaal heißt, was ihn erstaunen macht.

Das rollende Geknall von schwefelreichen Dämpfen,
Die mit dem feuchten Dunst geschloßner Wolken kämpfen,
Verrückte gleich ihr Hirn. Sie dachten: was uns schreckt,
Ist mächtiger, als wir. So ward ein Gott entdeckt.
Der Sonne blendend Licht, und immer gleich Bewegen,
Ihr alles schwängernd Feuer, der Quell von unserm Segen
Schien würdig gnug zu seyn für Weihrauch, und Altar;
Man fand was göttliches, wo so viel gutes war.
Die Helden güldner Zeit, sind bald nach vielen Siegen,
Durch List, und Schmeichelen, dem Himmel zugestiegen.
Die Welt verehrte todt, wer lebend sie verheert,
Und Babels Jupiter war eines Rades werth.
Selbst Laster durften sich den Göttern zugesellen,
Und Menschen ihre Schmach der Welt zum Beyspiel stellen.

Geiz, Lügen, Ueppigkeit, und was man tadeln kann,
Saß gülden beym Altar, und nahm den Weihrauch an.

Haller.

Und hat man sich alles dessen viel zu verwundern, wenn noch über das, der Irrthum von außenher unterstützet: oder wohl auch, so gar von denjenigen, deren Pflicht es wäre, ihn auszureuten, durch verborgene Ränke befördert wird?

Die Poeten suchten von jeher, nicht so viel zu lehren, als zu gefallen. Daher beflissen sie sich immer meistens, die Sinne ihrer Zuhörer oder Leser zu ergötzen; ihre Einbildungskraft, ihre Leidenschaften rege zu machen. Und welche Mittel wendeten sie an, diesen Zweck zu erreichen?

Sie vergötterten Sonne, Mond, Erde, Sterne, Luft, Thiere, Bäume, Tugenden, Laster; mit einem Worte: alles, was sie besangen.

Soll das nicht ein merkliches beygetragen haben, den grobdenkenden Pöbel, um etliche Klaftern tiefer, in den Abgrund des Aberglaubens hinabzustoßen; zumal, da diese Männer, wie ihr wisset, in jenen finstern Zeiten, insgemein für die Gottesgelehrten des Volkes gehalten wurden?

Lasset nun in dieser Gemüthsstimmung des Pöbels, die gewinnsüchtigen Götzenpfaffen, Wahrsager, Träumer, Vogeldeuter, Eingeweideschauer, und wie sie alle heißen mögen, diese liebenswürdigsten Geschöpfe, die zur saubern Rotte der Götterdiener gehören, lasset sie alle hereinkommen; lasset sie ihre Mährchen von der Geburt, und Bestimmung der Götter; ihre närrischen Träume; sinnreich erdichteten Wunderwerke; untergeschobenen Orakelsprüche, süßen Verheißungen, und schreckbaren Bedrohungen, mit geheimnißvollem Munde, und vielbedeutender Miene auskramen. Wird er wohl, der kurzsichtige Pöbel, einen Augenblick Bedenken tragen,

gen, ihnen blindlings zu glauben, und den Irrlehren, mit ganzem Herzen beyzupflichten? Und wird nicht dadurch die Vielgötterey immer tiefre Wurzeln schlagen?

Und wie weit muß endlich die Schwärmerey getrieben werden, wenn sich eine falsche, und schlaue Staatspolitik mit in das Spiel menget? Da sich die Regenten, und Vorsteher aller der Betrügereyen, wie vorausgeschickter Truppen, gebrauchen, um ihr eigen Ansehen immer mehr zu befestigen, und desto tiefer, den Nacken der Unterthanen, durch abergläubische Furcht, unter das Joch der härtsten Dienstbarkeit zu beugen: da muß nothwendig das Uebel überhandnehmen; und die ungereimtste Meynung in die rohen Herzen so eingepräget werden, daß sie endlich den Schein der natürlichsten Wahrheit bekömmt.

Sollen wir aber deswegen, den Satz von der Einheit Gottes, aus der Zahl derjenigen Wahrheiten, die sich durch die

menschliche Vernunft begreifen lassen, wegstreichen?

Wer es bejahet, der muß uns zuvor überzeugend darthun, daß auch die Philosophen, und selbst die weisesten unter ihnen, mit dem Pöbel in diesem Punkte gehalten haben. Und das, wie man vorhinein wissen will, wird sich schlechterdings nicht werkstellig machen lassen.

Dem, der nur mittelmäßig in den Schriften der Alten bewandert ist, kann die Eintheilung des ganzen Geistergeschlechtes nicht unbekannt seyn, welche in den zwoen berühmtsten Schulen des Alterthums, der pythagorischen, und platonischen, mit einmüthigen Stimmen angenommen, und durch viele Jahrhunderte fortgepflanzet worden.

Obenan setzten sie den höchsten Gott, den Erschaffer des Himmels, und der Erde. Einen Staffel herunter, die unsterblichen Götter, die aber sowohl ihr Daseyn, als

als alle übrigen Vollkommenheiten, der Macht, und Güte des ersten zu verdanken hätten.

Den vierten, und letzten Platz nahmen die Geister ein, wovon die menschlichen Körper beseelet werden; und den Raum zwischen den zweyten, und vierten, fülleten die Dämonen oder Heroen aus, die als gewisse Mitteldinge, an den natürlichen Vollkommenheiten, von jenen übertroffen zu werden: diese aber zu übertreffen, vermuthet wurden.

In Betrachtung dieses, unter den Alten so berufenen Systems, sehe ich in der That nicht, wie man mit dem kleinsten Grade der Wahrscheinlichkeit behaupten möge: Die ganze griechische Philosophie, habe die große Wahrheit von der Einheit Gottes gänzlich verkennet.

Nein! Sie hat sie nicht verkennet. Woher kam es, daß sich die Philosophen

aus allen Sekten, jederzeit so tapfer dem Epikur widersetzten? Ich weiß: man gab ihn für einen Gottesleugner aus; und nicht unbillig.

Aber wen hat er geleugnet? den Jupiter? den Saturn? den Neptun? den Pluto? Keineswegest. Diese Gottheiten leugnete er nicht; diese ließ er im trägen, und wollüstigen Müßiggange, für nichts besorget, lustig seyn; und ihre glückseligen Tage, in einem süßen Nektarrausche wegschlafen.

Den großen, den allmächtigen, den allgegenwärtigen, den allwissenden, den alles vorsichtigst anordnenden Gott und Herrn, den strengsten Richter, und Rächer aller auch verborgensten Missethaten: diesen, diesen leugnete er; diesen Tag und Nacht zu fürchten, glaubte er ein allzu hartes Joch zu seyn, das die Philosophen

auf

auf die Schultern einfältiger Menschen wurfen. *

Ich denke: der Umstand zernichtet allen vernünftigen Zweifel; und bringt meinen Satz bis zur Ueberzeugung.

Philosophen! Ihr erkenntet also die Wahrheit; und wie getrautet ihr euch dieselbe zu verschweigen?

Allein zu verschweigen?

Nein. Ich darf sagen: auch mit elenden Scheingründen zu verhüllen; auch mit entgegengesetzten Beyspielen zu vertilgen?

Euch stund es zu, die Unwissenden zu belehren; den Irrenden bessere Begriffe von

* Imposuistis in cervicibus nostris sempiternum Dominum, quem dies & noctes timeremus: quis enim non timeat omnia providentem, & cogitantem, & animadvertentem, & omnia ad se pertinere putantem, curiosum, & plenum negotii Deum?

Cicero de nat. Deor. l. 1. c. 20.

von der Gottheit beyzubringen: und ihr unterhieltet sie in dem Irrthume gefesselt; ihr halfet ihrem dummen Aberglauben fort.

„Den höchsten Vater, den Urheber dieses großen Weltgebäudes dem Pöbel bekannt machen, ist ein unverzeihliches Verbrechen.„ So höre ich euer Orakel, den göttlichen Plato, in seinem Timäus sprechen.* „Obwohl sie ohne wahrscheinliche Gründe von so vielen Göttern reden: setzet er die strafbare Lehre fort: so gebührt sichs doch, dem alten Gesetze, und der verjährten Gewohnheit Folge zu leisten.„ „Merke wohl, auf das Zeichen: so schreibt er an Dionysen, Siciliens Tyrannen: durch das sich meine Briefe unterscheiden. Im Anfange derjenigen, die ich für wichtig halte, setze ich Gott; die unerheblichern aber fangen von den Göttern an.„

Krates

* *Essais sur les Philosophes. Ch.* 10.

Krates fraget den Stilpo: ob sich die Götter das Gebeth, und die Ehrbezeugungen der Sterblichen gefallen lassen? die Antwort ist: „Dergleichen Fragen mag man nicht füglich auf öffentlichem Markte: nur in Geheim mag man sie sicher beantworten.„

Giebt es Götter? geht ein andrer Bionen an. „Sachte, lieber Alter! spricht der Weise: ehe ich dir das sage: müssen sich diese Leute da von uns verlauffen.„

Welche Zeugnisse einer ächten Erkenntniß! Welche Beyspiele einer sträflichen Menschenfurcht!

Ja sträfliche Menschenfurcht, die Mutter der Heucheley war es. Sie hat den Philosophen zwo Zungen in den Mund geleget. Der einen bedienten sie sich gegen ihre vertrautsten, und lange geprüften Schüler: der andern in dem Umgange mit den übrigen Leuten. Die eine konnte nur

das

das Wörtchen Gott in der einfachen: die andere auch in der vielfachen Zahl aussprechen.

Wollte der Himmel! Es gäbe nicht auch heute in ähnlichen Fällen ähnliche Heuchler

Von der
Güte Gottes.

Seit der ersten Entdeckung des berühmten Scheiners, hat es nimmer an Sternkundigen gemangelt, die mit Beyhilfe ihrer langen, oder kurzen, dioptrischen, oder katoptrischen Seherôhre, in dem schönsten Himmelskörper finstere Mackeln gesehen, beobachtet, und berechnet haben.

Seit dem abenteurlichen Einfalle der zweenen Perser, des ältern Zoroasters, und

und des jüngern Manes, hat es auch nimmer an Schwärmern gemangelt, die in dem höchst vollkommenen Wesen die schwärzsten Mackeln, Misgunst, Zorn, Haß, Neid, oder wenigstens ein entgegengesetztes, und aus diesen gräßlichen Eigenschaften zusammengesponnenes Ding wollten beobachtet haben.

Aber da jene weder sich, noch andre: da haben diese und sich und andre schändlich betrogen. Was Wunder? Jene wandelten den Weg der Wahrheit; weil sie dem Lichte der Vernunft, und bewährten Erfahrung folgten. Diese verlohren sich auf Abwegen; weil sie verführenden Irrwischen nachliefen.

Freylich mag man in der Sonne Mackeln antreffen; sie bleibt mit allem dem, was sie ist: die Sonne, ein im Ganzen hell leuchtender Körper. Aber das höchst vollkommene Wesen bliebe nicht, was es ist, wenn in ihm eine Mackel Platz fände.

Ein

Ein gegen seine Geschöpfe nicht gütiger Gott ist kein Gott: sie ist mit den übrigen Vollkommenheiten untrennbar verbunden, die gränzenlose Güte. Wer erzürnet sich? wer beneidet? wer thut andern etwas zu Leide? Nur derjenige, dessen Gemüth mit dem Besitze alles Guten noch nicht befriediget ist; der noch hoffen, fürchten, wünschen, und von Leidenschaften hingerissen werden kann. Saget mir: läßt sich so etwas dem höchst vollkommenen Wesen zumuthen?

Itzt wollen wir die Güte Gottes, in der Beziehung auf uns Menschen, insonderheit betrachten; denn das hat für uns die meiste Anzüglichkeit.

Gott ist gegen die Menschen gütig, wenn er sie wahrhaft glückselig machen will; wenn er ihnen alle dazu nöthigen Mittel, mit beßtmeynendem Gemüthe an die Hand giebt.

Ja! das ist eben der große Punkt: unterbricht mich hier ein starker Geist: das

ist

ist der große Punkt, worüber wir uns nicht so bald vergleichen werden.

Und warum nicht, liebster Freund? Wollen Sie dann Gott zu den grausamsten Tyrannen herabsetzen? Hier ist keine freye Wahl möglich; eines von beyden ist nothwendig. Entweder müssen Sie diesen gotteslästerlichen Satz bejahen; oder Sie müssen ihm die größte Güte gegen die Menschen zugestehen. Verlangen Sie einen Beweis? Sie sollen ihn haben: aber zuvor bekennen Sie aufrichtig, was Sie von der That, die man von dem reichen, und Ihnen so gut, als mir bekannten Medon erzehlet, halten.

Es ist nicht so lange, als Medon einen schon mit dem Tode ringenden Menschen auf der Straße antraf. Er hörete eine Weile dem verzweifelungsvollen Seufzen, und röchelnden Heulen des Sterbenden, unbeweget zu; bis er sich endlich entschloß, näher zu treten, um die Ursache des Jammers zu erfahren. Was der Unglück-

glückselige noch vermochte, mit stammelnder Zunge, zu verstehen zu geben, war: er sterbe Hungers, bey sonst gesundem Leibe.

Wie, meynen Sie, war dabey dem Medon zu Muthe? Er wird sonder Zweifel, denken Sie, von dem Elende gerühret, auf eine schleunige Hilfe bedacht gewesen seyn; er wird den Armseligen auf sein unweit davon gelegenes Landgut gebracht; er wird ihn mit niedlichen Speisen erquicket haben.

Sehr geirret! Medon bricht in ein lautes Hohngelächter aus; er spottet seiner, und vergrößert dadurch, unmenschlicher Weise den Schmerzen. Und dieß ist nicht alles. Medon erkennt in der Person des Verunglückten seinen eigenen Sohn, den er vor zehen Jahren, was weiß ich, durch was für einen Zufall, verlohren hatte; er erkennt seinen Sohn, und dennoch läßt sich das Vaterherz nicht erweichen; dennoch höret er nicht auf, ihn zu verhöhnen.

Aber itzt geht er in sich; itzt befiehlt er dem Bedienten, eiligst aus dem nächsten Gasthofe Speisen zu holen.

Welche Stimme hat jemals in den Ohren des Unglückseligen angenehmer geklungen! Er lebt wieder; er richtet sich auf; auch nur der Gedanke: Ich bekomme zu essen: giebt ihm schon neue Kräfte; er erwartet mit Ungeduld — was? — Ach! Eine neue, eine unerhörte Pein.

Schon sieht er die vorgesetzten Speisen mit lächelndem Blicke an; schon, von dem angenehmen Geruche gereizet, strecket er die Hände begierigst darnach: als ihm — — Ach! ich muß sie vorübereilen, die grausamste der Scenen! Meine Seele wird von dem schreckbaren Bilde ganz erschüttert.

Kurz zu sagen, was zu meinem Vorhaben nöthig ist: Medon, der unmenschliche! ließ seinem Sohne die beyden Hände binden, und stieß diese barbarischen Worte, im trotzigsten Tone heraus: „Nein! ge-

„nießen

„nießen sollst du nicht; sieh, riech, und „stirb.„

Nun, was halten Sie von dieser That? Es ist eine Fabel sprechen Sie; oder wenn es je möglich ist, daß ein gesitteter Mensch so sehr die Menschlichkeit verleugne: so ist es das außerordentlichste, das verabscheuungswürdigste Beyspiel der grausamsten Unbarmherzigkeit.

Eine Fabel! das mag ich ihnen wohl hingehen lassen. Aber eine Fabel, die den Augenblick, im figürlichen Verstande zur Wahrheit wird, in welchem Sie Gott den ernstlichen Willen uns glückselig zu machen, und uns alle dazu nothwendigen Mittel an die Hand zu geben absprechen. Die Sache ist einer Untersuchung würdig.

Ich darf nur einige wenigen Sätze vorausschicken; Sätze, die sowohl durch die stetswährende Erfahrung aller Jahrhunderte, als auch durch die einhellige Uebereinstimmung der feinsten Kenner des menschlichen Herzens, ja durch eines jeden

eigen Bewußtseyn, bis zur Ueberzeugung bestätiget sind: und die Anwendung wird sich von sich selbst geben.

Der Mensch ist seiner Natur nach ein Geschöpf, das einer wahren, und dauerhaften Glückseligkeit fähig ist; ein Geschöpf, das aus einem angebohrnen Triebe, sich auf das heftigste nach derselben sehnet, und darum alles das verabscheuet, was sich mit ihr nicht zu vertragen scheint; ein Geschöpf, dessen Begierde ins Unendliche geht, und dessen Herz sich an Nichts, was irdisch ist, ersättigen läßt.

Ein gewisser berühmter Herr Autor* wird mirs nicht übel ausdeuten, daß mich seine Lappen, und Kamtschadalen; seine Sultane, und Kaliphen, noch nicht des Gegentheils überführet haben. Denn, im Vorbeygehen gesagt, das unausgesetzte Bestreben nach sinnlichen Wollüsten, und Er-

* Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes, und Herzens. 6. Buch.

Ergötzungen giebt zwar an Tag, daß die Menschen, und diejenigen besonders, die Verstand, und Vernunft verfaulen lassen, in der Wahl des Gegenstandes, der sie glücklich machen soll, irren können: nicht aber, daß sie nicht immer nach der Glückseligkeit streben; nicht, daß sie in dem unmäßigen Genuße der sinnlichen Wollüste eine wahre Ruhe des Herzens finden; nicht, daß eine, auf wenige Augenblicke gestillte Begierde, bereits vollkommen gesättiget sey. Und suchen sie nicht eben deswegen diese Wollüste, weil sie die Glückseligkeit suchen? Nein,

Das höchste Glück ist nicht, wo noch Begierden klagen,
Noch hungrig, unvergnügt, an einer Seele nagen;
Und ein zu starker Trieb, den die Natur gesäugt,
Sich unbefriedigt fühlt, und nur gezwungen schweigt.

Uz.

Aber wieder auf mein Vorhaben zu kommen. Wir fühlen in uns eine Fähigkeit,

wahrhaft glückselig zu seyn; wir fühlen in uns eine von der Natur eingepflanzte Neiguug, darnach zu streben; wir fühlen in dem Genuß irdischer Güter neue Reizungen, wodurch unsere natürliche Begierde nach dem Besitze des wahren, und standhaften Gutes immer reger gemacht wird.

Wem haben wir dieses alles; wem die Naturtriebe; wem die irdischen Güter; wem die Erlaubniß ihrer mäßig zu genießen, zu verdanken? Dem großen, dem allmächtigen Schöpfer, den wir mit mehrerm Rechte, als unsern Erzeuger, Vater nennen.

Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur;
Und alles trägt des höchsten Gutes Spur.
Haller.

Dieser Vater also, hat in uns ein sich so sehr nach der wahren Glückseligkeit sehnendes Herz geleget; er hat dasselbe gegen jeden Schein des Guten so reizbar gemacht. Nun will er uns nicht auch zur Glückseligkeit gelangen; will er uns nicht die dazu erfo-

erfoderten Mittel zukommen lassen: so wird er an uns, seinen Söhnen, Medons Grausamkeit ausüben; er wird mit unaussprechlicher Tyranney, unsre Seelen, durch den Hunger, den er in ihnen erreget, und stets gereizet hat, peinigen, und wenn es möglich wäre, tödten.

So einen unbarmherzigen, und grausamen Gott mögen Sie sich behalten; die Stärke ihres Geistes wird sich gut in ihn schicken.

Der Gott, den wir anbethen, ist ein höchst gütiges Wesen; er ist der beßte Vater, und liebet seine Kinder aufrichtigst; er will nicht, daß sie desto tiefer in den Abgrund der Mühseligkeit stürzen, je heftiger sie, selbst vom natürlichen Triebe, die Glückseligkeit zu suchen angespornet werden; er will nicht, daß die größte Zierde der menschlichen Natur, zugleich die Quelle des größten Elendes sey; er will nicht, daß die ernunft, welche die Menschen von den wilden Thieren unterscheidet, jene

unglücklich mache, da diese es nicht sind; weil ihre von Natur eingeschränktern Begierden durch den Genuß sinnlicher Wollüste völlig ersättiget werden.

So kann ich dann für ausgemacht annehmen, daß Gott, wie alle übrigen Vollkommenheiten, auch die Güte im höchsten Grade besitzt.

Dieß weiß ich nur von dir: dein Wesen selbst
ist Güte,
Von Gnad, und Langmuth wallt dein liebendes Gemüthe.
Du Sonne wirfest ja, mit gleichem Vatersinn,
Den holden Lebensstral auf alle Wesen hin.
O Vater! Rach und Haß sind fern von deinem Herzen:
Du hast nicht Lust an Quaal, noch Freud an
unserm Schmerzen.
Du schufest nicht aus Zorn: die Güte war der
Grund,
Weswegen eine Welt vor Nichts den Vorzug
fund.
Du warest nicht allein, dem du Vergnügen
gönntest;
Du hießest Wesen seyn, die du beglücken konntest.

Und

Und deine Seligkeit, die aus dir selber fließt,
Schien dir noch seliger, so bald sie sich ergießt.
Haller.

Habe ich aber damit meinen Endzweck vollkommen erreichet? Nicht gar. Auch die Anhänger des schwärmerischen Manes müssen hier ihre Abfertigung bekommen; denn wer steht mir gut, daß in einem an Irrthümern so fruchtbaren Jahrhunderte, als das unsrige ist, es nicht deren noch einige giebt?

Zwey ewige, nothwendige, und selbständige Wesen, deren das eine unendlich gut: das andre unendlich böse ist; zween Götter, ein guter, und ein schlimmer, die unaussetzlich mit einander kriegen, machen die scheußliche Hypothese aus. Und diese alleine halten die Herren für zureichend, die Vermischung des Guten, und Bösen, wie sie in der Welt ist, verständlich zu erklären. Lasset uns ihren Widerspruch, und die Unzulänglichkeit, die vorgesetzte Absicht zu erreichen, genau aus einander setzen.

Was mag doch immer, ein selbständiges unendlich böses Wesen seyn? Dem Gedanken überließ ich mich unlängst: und mit aller der Mühe, die ich daran wendete, und die gewiß nicht klein war, brachte ich nichts anders heraus, als ein unendliches Nichts, oder so etwas, das der Algebraist mit der Bezeichnung (0 x ∞) ausdrücken würde.

Was das natürlichste zu denken war, fiel mir zuerst ein; nämlich: das böse Wesen müsse schnurstracks dem Guten entgegengesetzet seyn. Ich will zwar nicht leugnen, daß mir vielleicht die bey den Manichäern selbst üblichen Erklärungen, zu dem Einfalle können Anlaß gegeben haben. Denn, warum sollte ich es verhalten? ich erinnerte mich, in ihren Schriften gelesen zu haben, daß zwischen dem guten, und bösen Wesen eben das Verhältniß sey, das zwischen dem Lichte, und der Finsterniß ist.

Gut! dachte ich bey mir: der Knote ist zerhauen. Da die Finsterniß an und für

sich keine Realität hat, sondern nur die Abwesenheit des Lichtes ist: so kann auch das böse Wesen nichts reelles: eine bloße Verneinung; eine lautere Abwesenheit des Guten; ein Nichts muß es seyn.

Ich that einen Schritt vorwärts, und sieh! der Gedanke fand Bestätigung. Ich untersuchte den Begriff von der Natur des Bösen überhaupt; und da sah ich deutlich ein, daß sie eigentlich nur in dem Mangel der Realität bestehe. Daraus dann schloß ich ganz herzhaft: ein unendlich böses Wesen sey ein ins Unendliche vervielfältigter Mangel, der nirgend, als in der Abwesenheit aller erdenklichen Realitäten, Statt findet.

Nein, nein! so große Thoren sind wir doch nicht; ruft mir einer der Dualisten zu: wir widersprechen uns nicht so offenbar. Es ist wahr; wir setzen das böse Wesen dem Guten entgegen; jedoch nicht nach allen Bestimmungen. Wir geben ihm unendliche Vollkommenheiten zu: nur

die Liebe, Mild- und Gutthätigkeit, und die übrigen verwandten Eigenschaften leugnen wir; denn deren Platz nehmen, nach unsrer Lehre, Zorn, Haß, Neid, und Misgunst ein.

Liegts viel daran, ob man sich geradezu, oder durch Umschweife widerspricht? Ich war immer der Meynung: es sey in der That einerley, sich vom Ufer, oder von der Brücke in den Fluß stürzen.

Oder betriege ich mich vielleicht? Ist nicht darinnen eben so gut ein Widerspruch verborgen? Nein ich betriege mich nicht: die unendlichen Vollkommenheiten zertrennen, dem selbständigen, das ist, dem nothwendigen Wesen Realitäten entreißen, und dafür Mängel, und häßliche Leidenschaften aufdringen, und dem Nichts das Daseyn zueignen, ist in Wahrheit gleich widersinnig.

Das heißt freylich das Unkraut mit der Wurzel ausreuten; und das wäre doch grausam. Ich will gelinder verfahren;

ich

ich will alle diese Widersprüche beyseitsetzen; noch mehr, ich will auf einige Augenblicke, die Hypothese selbst für nicht gar sehr unwahrscheinlich gelten lassen. Nur die Erlaubniß bitte ich mir aus, untersuchen zu dörfen, wie dienlich es sey, den Ursprung des Uebels, wie es in der Welt angetroffen wird, zu erklären.

Und in der Zuversicht, daß sie mir von den Herren Gegnern nicht abgesprochen werde, diese Erlaubniß: setze ich zwey höchste, und nothwendig existirende Wesen, ein gutes, und ein böses. Jenes soll seiner wesentlichen Güte wegen, nur Gutes: dieses seiner wesentlichen Bosheit wegen, nur Böses wirken können.

Das wäre geschehen; was soll ich nun weiter machen? soll ich ihnen auch eine wirkende Kraft zugeben?

Freylich wohl. Sie müssen ja wirken können.

Leicht gesaget. Aber was für eine?

Hier

Hier stößt ein Zweifel auf, der sich nicht so leicht entwickeln läßt.

Gebe ich beyden eine gleiche Macht: so wird das andre niederreißen, was das eine aufbauet; oder vielmehr die entgegenstehenden gleichen Kräfte werden sich gegen einander aufheben. Es wird also keine Wirkung folgen; es wird weder Gutes, noch Böses auf Erden seyn.

Gebe ich ihnen eine ungleiche Macht; so wird entweder nichts Gutes, oder nichts Böses in der Welt möglich seyn, je nachdem nämlich das gute, oder das böse Wesen stärker seyn wird.

Was ich immer also versuche; und eines ist doch nothwendig: so bringe ich nie die Vermischung des Guten, und Bösen, die uns die Erfahrung lehret, heraus.

Zwar, der sinnreiche Herr Bayle, wie er immer den verworrensten Händeln das Wort redet, bemühet sich, mir aus dem Zweifel zu helfen; aber er zieht nur den Knoten desto unauflöslicher zu.

Er * schlägt mir eine zweyte Hypothese vor; und zu seinem Unglücke widerspricht sie gerade der ersten. Er will, daß ich ein Bündniß annehme, welches diese zwey Wesen, ermüdet vom langwierigen Streite, unter sich errichtet hätten; vermöge dessen einem jedweden insonderheit ein gewisser Bezirk seiner Wirkungen wäre abgemessen worden.

Kann ich, gut philosophisch, solch ein Bündniß annehmen, ohne zu bestimmen, ob es freywilliger, oder gezwungener Weise geschlossen worden? Und kann ich eines von beyden bejahen, ohne in eine neue Grube zu fallen?

Wenn ich das erste behauptete: so würde der Grund des Guten nicht allein in dem guten; er würde auch in dem bösen Wesen: und der Grund des Bösen würde nicht allein in dem bösen: er würde auch in dem guten Wesen anzutreffen seyn. Der Satz zernichtet gänzlich die wesentlichen Eigen-

* *Dict. hist. & crit.* art. *Manich.*

Eigenschaften, die von den Schutzgenossen des Herrn Bayle den zweyen Wesen zugeschrieben werden.

Es bleibt mir also das zweyte übrig. Gut! ich bilde mir ein, daß der angenommene Vertrag gezwungen sey. Allein da fraget sichs wiederum: hält sich der Zwang an beyden Seiten, oder nur an einer?

In diesem Falle kömmt abermal die oben bemerkte Ungereimtheit zum Vorscheine; wenigstens was den anbietenden Theil betrifft.

In jenem aber, kann ich billig nach dem Bezwingenden fragen; und ich fürchte sehr: es würde vergebens geschehen; weil nur zwey Wesen angenommen; und nach einer richtigen Arithmetik, zwey nicht drey sind.

Von der
Güte Gottes
in
Zulassung des physischen Uebels.

Niemals war ein Fürst gütiger gegen seine Unterthanen, als Biumchi König auf Aldamandara einer kleinen asiatischen Insel; und niemals waren die Unterthanen undankbarer, und weniger mit der Regierung zufrieden.

Das Volk glücklich zu machen war die einzige Beschäfftigung des Königes; und jene des Volkes schien nur zu seyn, alle Wirkungen eines so gütigen Bestrebens zu hintertreiben. Er ließ die weisesten Verordnungen ergehen; und man scheuete sich nicht, denselben öffentlich zu widersprechen: er wies einem jeden, nach dem Maaße seiner Verdienste, und Fähigkeiten, den Standort in dem Reiche an; und niemand

wollte sich mit seinem Antheile begnügen lassen: er schrieb mäßige Steuer aus, nur um die gemeinschaftlichen Bedürfnisse zu bestreiten; und keiner bequemte sich dazu: er belohnte mit ungemeiner Freygebigkeit auch das kleinste Verdienst; und dieß erweckte bey den Belohnten Unzufriedenheit, bey den andern aber Neid und Eifersucht: er bestrafte die Störer der öffentlichen Ruhe; und man hielt es für Grausamkeit, man gab ihm den Beynamen eines Tyrannen.

Wer mit eigenen Augen zu sehen gewohnt ist; und die Bedingung mag ich mit Fug bey meinen Lesern voraussetzen: der wird ganz leicht in diesem Gemälde etwas mehreres wahrnehmen, als der bloße äußere Umriß anzudeuten scheint.

Es hat nicht Noth, und es ist auch hier der Ort nicht, daß ich alle Zeugnisse der gränzenlosen Güte, mit welcher Gott, der höchste Herr, uns Weltbürger beherrschet, weitläuftig hererzehle. Sie sind so offenbar,

bar, daß sie von selbst einem jeden in die Augen fallen. Aber sie kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen, die unbilligen Klagen, die man fast stündlich, wider die sanfteste Regierung Gottes ausschütten höret.

Es giebt Leute, die sich auf keine Weise bereden lassen wollen, daß so viele physischen Uebel, als da sind Armuth, Verfolgungen, Leibes- und Seeleschmerzen, Donnerwetter, Erdbeben, Ueberschwemmungen u. s. w. sich gar wohl mit der unendlichen Güte des Weltbeherrschers vertragen können. Ja ich habe mir von einem starken Geiste sagen lassen, daß ihm schon ein kützelnder Mückestich der stärkste Beweis für das Gegentheil geschienen hat. Ein neues Beyspiel eines ausserordentlichen Effektes, den eine mäßige Dose von Witz, mit etlichen Unzen Unverschämtheit vermischet, hervorbringen kann.

Man bildet sich also ein: Ein gütiger Schöpfer hätte nur eine Welt schaffen können,

nen, die von allen dergleichen beschwerlichen Zufällen gereiniget wäre. Und warum bildet man sich dieses ein?

Ein Fürst, saget mir jemand, damit er den Zunamen des Guten verdiene, muß alle mögliche Sorge tragen, solche Uebel aus seinem Gebiete zu verbannen.

Ist eine Frage erlaubet? Muß auch der Fürst dasjenige Uebel ausreuten, das unauflöslich mit denen Mitteln verknüpfet ist, wodurch der letzte Endzweck des Staats erreichet wird? Zum Beyspiele: muß er die Verschiedenheit der Stände unter seinen Unterthanen aufheben? muß er die Acker- und Handwerksleute von ihren mühsamen, und schweißvollen Arbeiten lossprechen? Kann er nicht mit größter Billigkeit fodern, daß der Kriegsmann die beschwerlichsten Reisen unternehme; Hitze und Kälte, Hunger und Durst erdulde; und noch dazu den Körper der Stümmelung, ja dem Tode selbst preis gebe? daß der Staatsmann sich Tag und Nacht, auch mit Hintansezung

tzung einiger sonst nothwendigen Gemächlichkeiten, den öffentlichen Geschäfften widme? Kann er nicht dieses alles, und noch mehr verlangen, auch befehlen; ohne dadurch etwas von dem Charakter des gütigsten Regenten zu vergeben? Niemand kann es leugnen; er müßte nur dreiste genug seyn, behaupten zu wollen, daß die Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls der Gütigkeit des Monarchen widerspreche.

Ich will meine falsche Meynung nicht länger bergen. Ich hatte immer geglaubet: man müsse eben auf diese Art räsonniren, wenn es um die Rechtfertigung der unendlichen Güte Gottes in der Zulassung des physischen Bösen zu thun ist. Aber itzt, Dank den großen Geistern Galliens, und Englands! itzt bin ich anders belehret worden; itzt sehe ich den Irrthum ganz klar ein, den ich von der Wiege an, in mir genähret habe. Der unumstößlichste Beweis wider die Güte des Schöpfers, ist eben das, was zu dem von Ihr gewehlten

Endzwecke der Schöpfung das meiste beyträgt.

Sollte sich aber die Sache in der That also verhalten? sollten die physischen Uebel wirklich zur Beförderung des großen Endzwecks der Schöpfung dienen?

Dieses zu beweisen bitte ich mir von dem geehrten Leser eine Freyheit aus, die freylich nur gar zu oft von den Schriftstellern gemisbrauchet wird. Die Freyheit verstehe ich, ein wenig auszuschweifen; was sonst anzeiget, daß man über seine Ideen nicht Herr genug ist. Aber gleichwie keine Regel ohne Ausnahme: so ist auch nicht eine jede Ausschweifung fehlerhaft; und hier scheint sie auch nothwendig.

Eine Handlung ohne Absicht läßt sich nur von jenem denken, der entweder unweise ist, oder von seiner Weisheit keinen Gebrauch machet. Weil wir nun keines von beyden Gott mit einiger Wahrscheinlichkeit zumessen können: so ist außer Zweifel, daß die Handlung, mit der er die

Welt aus nichts hervorgebracht hat, nicht ohne Absicht ist.

Und diese Absicht muß nothwendig so beschaffen seyn, daß sie seiner unermeßlichen Weisheit, und allen übrigen Vollkommenheiten anständig ist.

Aus diesem einzigen Umstande verräth sie sich von selbst, die göttliche Absicht. Nur seine Ehre, seine Glorie kann es seyn. Er würde sich nicht nach Gebühr lieben, wenn er nicht in allen seinen Handlungen darauf zielete; denn das unendliche Gut verdienet allen endlichen Gütern vorgezogen, und mehr geliebet zu werden.

Was schließen wir hieraus? Kurz dieses: Alles, was da ist, ist zur Ehre, und Glorie des Schöpfers da; sie zu vergrößern ist die Bestimmung aller Geschöpfe; der lebendigen, und leblosen; der vernünftigen, und unvernünftigen.

Zu diesem großen Hauptzwecke also, müssen alle erschaffene Wesen, das Ihrige

nach dem Maaße ihres Vermögens beytragen. Und sie thun es, wenn sie ihre physischen sowohl, als moralischen Handlungen nach der Vorschrift der göttlichen Vollkommenheiten einrichten, und dadurch dieselben offenbaren.

Diejenigen, welche, wie wir Menschen, freyer Handlungen fähig sind, können sich damit eine wahre, und dauerhafte Glückseligkeit zuwegebringen; und deshalben ist die Glückseligkeit ein wesentlicher Theil der Absicht des Welterschaffers. Ja Gott hat uns zu seiner Ehre, und zu unsrer Glückseligkeit geschaffen. Beydes vergleicht sich aufs Beßte mit einander; denn eines ist die Quelle des andern, und zu beyden gelangen wir durch die Gleichförmigkeit unsrer moralischen Handlungen mit seinen moralischen Vollkommenheiten; weil daraus unsre selbst eigene Vervollkommung entspringt.

Ich irre also gar nicht, wenn ich sage: daß alles dasjenige zur Erreichung des

letzten

letzten Endzwecks der Schöpfung, und folglich auch zu unsrer Glückseligkeit, dienlich ist, was unsre, besonders moralische Vollkommenheit befördert.

Da komme ich auf einmal von dem kurzen Umwege auf die rechte Straße zurück. Nur noch ein Schritt: und ich bin, wo ich seyn will.

Daß die Beförderung unsrer moralischen Vollkommenheiten, großentheils von den physischen Uebeln abhängt; das liegt mir itzt zu beweisen ob. Ich will den Grund des Beweises auf die Erfahrung setzen.

Philet das bekannte Glückskind, hat Geld, und alles, was man fürs Geld haben kann (was kann man aber dafür nicht haben?) im Ueberflusse; Landgüter, Ehrentitel, vornehme Bedienungen, Freunde, und Schmeichler.

So ein Glück machet ihn stolz; er schämet sich seiner Aeltern, und Anverwandten; er kennet jene nicht mehr, die kurz

zuvor seine größten Wohlthäter waren; er wird mistrauisch auf seine gegenwärtigen Freunde; er beneidet ihr Glück; er hoffet durch ihren Umsturz sich höher zu schwingen; er versuchet es, und es gelingt ihm.

Mit einem Worte, Phileten geht alles nach Wunsche; und das machet, daß er die freygebige Hand des Himmels miskennet. Er schreibt den guten Fortgang seiner Unternehmungen, nur seiner Geschicklichkeit, und seinem Gelde zu; er vergißt Gott; nein, er vergißt ihn nicht; er spottet seiner; er lachet über die ehrwürdigsten Wahrheiten der Religion. Nein! saget er; denn er hat Witz: es ist kein Gott, oder wenn doch einer ist, ficht ihn unsere Welt wenig an.

Das war Philet gestern; heute ist ers nicht mehr: heute geht er sehr demüthig daher. Ich sehe ihn, zu den Füßen der geliebten Aeltern liegend, um Vergebung flehen; ich sehe ihn mit seinen alten Freunden, nach gethaner Abbitte, die Freundschaft

schaft erneuern, und den zugefügten Schaden nach Möglichkeit gut machen; ich sehe ihn genau in Beobachtung der Religionspflichten. In der Kirche, wo er oft erscheint, bethet er mit gebeugten Knien, und mit gen Himmel erhobenen Händen; zu Hause, und in den Gesellschaften spricht er nur mit Ehrfurcht von Gott, und der Religion.

Woher eine so plötzliche Veränderung? Sie ist die Frucht einer schweren Krankheit, die ihn auf die Thürschwelle der Ewigkeit gesetzet hatte. Da wurden ihm die Augen, die der verführerische Glückschein verschlossen hielt, geöffnet; und mit denen sieht er itzt die Zergänglichkeit der Weltgüter, den wesentlichen Gräuel der Laster, und den innerlichen Werth der Tugend klar ein.

Alcest hat auch Geld, und er liebt es; sehr liebt er es, aber nur in dem Käßtchen. Außer demselben sieht er es nicht gerne; ausgenommen, wenn ers überzehlet, und

das

das geschieht des Tages wenigstens zehnmal. Das ist sein Abgott; dahin sind alle Gedanken, alle Wünsche des Herzens gerichtet.

Zwar ist der Schatz nicht ungerechter Weise zusammengescharret; der Himmel verhüte es! Alceſt verabscheuet die kleinste Ungerechtigkeit: aber er könnte sich doch des Armuths annehmen; er könnte den Nothleidenden, deren es eine große Zahl in seiner Nachbarschaft giebt, zu Hilfe kommen; und das will ihm nicht gefallen. Er kennet die so schöne Tugend der Menschenliebe nicht einmal vom Hörensagen; er will keinen Heller aus den Händen lassen, sollte gleich jemand vor seinen Augen Hungers sterben; er ist zum Seufzen der Dürftigen verhärtet, und unempfindlich, und sogar die armen Anverwandten müssen diese Unempfindlichkeit fühlen. Es sind böse Zeiten; und wer weiß, ob nicht schlimmere nachkommen werden; das ist der Spruch, mit dem er die Hungerigen abspeisset.

Alce-

Alcestens Schicksal ändert sich; eine Feuersbrunst legt sein Haus in die Asche, und ihn zwingt sie beynahe das Bettelbrod zu essen. Weil er jedoch sonst ein arbeitsamer, und geschickter Mann ist: fällt es ihm nicht schwer, sich gar bald des Schadens in etwas zu erholen. Aber freylich den vorigen Reichthum zu erhalten, muß er alle Hoffnung verlohren geben.

Er verlanget es auch nicht; denn er ist nunmehr ein anderer Mensch, ein genügsamer, ein mitleidiger Mensch; ein Mensch, der das fremde Unglück, wie das eigene empfindet. Er weiß itzt aus der Erfahrung, was für eine schwere Last die Armuth sey; und deswegen suchet er, dieselbe nach Vermögen bey seinem Nächsten zu verringern. Er trägt kein Bedenken, seinem Munde etwas abzusparen, womit er dem Nothleidenden beyspringe.

Von Geronten lasse ich mir erzehlen: er sey ein aufrichtiger Menschenfreund, ein Vater der Armen, ein wahrer Patriot, ein

ein rechtschaffner Christ. Ich kann es kaum glauben; denn von Kindheit auf habe ich ihn als anders gekennet.

Schon in den ersten Schuljahren mochte er mit keinem seiner Mitschüler friedlich auskommen; er wußte sie sinnreich zu hintergehen, und ihnen da und dort etwas zu entwenden; zu allen Stunden war er bereit, bey dem Lehrmeister, wider sie ein falsch Zeugniß abzulegen. Im zunehmenden Alter war er ein ausgesuchtes Beyspiel eines ausschweifenden Jünglings; keine Jugendsünde konnte erdacht werden, in der er sich nicht, vor andern seines gleichen hervorthat.

Indessen ward ihm von dem Fürsten, eine ansehnliche Bedienung anvertrauet, die ihm Gelegenheit an die Hand gab, dem gemeinen Wesen viel, entweder zu nützen oder zu schaden. Er erwehlte das zweyte; und sparete keine Mühe, sich mit Verfälschung der Rechnungen; mit parteyischen Aussprüchen, die er in gewissen Rechtshändeln

deln als Richter that; mit Unterdrückungen verlassener Wittwen, und Waisen zu bereichern.

Wie gesagt, so einen Geront kennete ich vormals; wie reimt sich nun dieses mit dem zusammen, was man mir itzt von ihm erzehlet? Aber glaubwürdigsten Männern, und seinen vertrautsten Freunden wäre es unbillig zu widersprechen. Sie versichern mich dessen; und zur Bestätigung setzen sie noch die Ursachen der unverhofften Bekehrung hinzu.

Die überhäuften Unglücksfälle, sagen sie; die Untergrabungen seiner Neider; die Klagen der Unrecht leidenden Parteyen; die Ungnade des Fürsten, und die darauf erfolgte Verstoßung vom Amte haben es endlich dahin gebracht, daß Geront sich dem Hofe, und dem Getümmel der Leute entzogen; ein ruhiges Städtchen zu seinem Aufenthalte gewehlet; und den Lebenswandel, den er nunmehr mit innerlicher Zufriedenheit führet, ergriffen hat.

Sehen

Sehen Sie da, meine Herren! was für kräftige Arzneyen, wider die Laster, und was für treffliche Mittel zur Beförderung unsrer moralischen Vollkommenheiten, uns der gütigste Schöpfer in den physischen Uebeln zubereitet hat.

Dieß sind sehr seltsame Fälle, werden Sie mir vielleicht einwenden: geschieht es nicht weit öfter, daß die boshaften Leute dadurch noch boshafter werden?

Schlimm genug! was geht das mich, was geht das Gott an, wenn sie aus sträflicher Bosheit die liebreichsten Absichten vereiteln wollen?

Seltsame Fälle!

Auch das kann ich nicht so schlechtweg zugeben.

Der Himmel drohet ja nicht selten den Sterblichen mit einer schlechten Aernte, entweder durch hartnäckige Zurückhaltung, oder durch übermäßige Ausgießung seines Gewässers. Miswachs der Feldfrüchte,

schreck-

schreckbare Erdbeben, Ueberschwemmungen der Aecker, und Wiesen, Hungersnoth, ansteckende Krankheiten, blutige Kriege, und andere dergleichen allgemeine Landplagen, sind nicht so seltne Erscheinungen auf unsrer Halbkugel.

Und was thut man alsdann, wenn sich so traurige Umstände äußern? Man thut Buß; man bereuet die begangenen Missethaten, und versöhnet sich mit dem beleidigten Schöpfer. Die höchsten Obrigkeiten schreiben öffentliche Bitt- und Fasttage aus; und die Untergebnen lassen sich die Befolgung der Befehle gar sehr gefallen. Kurz, Große und Kleine, Junge und Alte, Edle und Unedle, Reiche und Arme, sind für die Mittel besorget, womit sie den hangenden Streich des göttlichen Rachschwerts von ihren Nacken abwenden.

Ich erinnere mich noch gar wohl jener trauervollen Zeit, wo das schrecklichste Verhängniß, als immer das Herz eines rechtschaffnen Unterthans zu fühlen fähig

ist, der Verlust unserer theursten Landesfürstinn, heranzunahen begann. So sehr mich damals, von einer Seite die Furcht des über dem Haupte schwebenden Unglückes niederschlug: so sehr richtete mich von der andern, die Freude auf, die in meinem Gemüthe entstund, da ich mit eigenen Augen sah, wie sich alle Einwohner Wiens, alle vom ersten Minister an bis zum geringsten Taglöhner, bemüheten, den Allerhöchsten mit Bethen und christlichen Bußwerken zu besänftigen, und das angedrohete Unheil von sich, und dem ganzen Staate abzuwenden.

Und in dergleichen Umständen wollen selbst die ihrer Einbildung nach starken Geister davon nicht ausgenommen seyn. Auch sie nehmen damals, ungeachtet ihres Stolzes, die Gesinnungen des, in ihrer Sprache zu reden, einfältigen, und dummen Pöbels an.

Itzt lasse ich mir ins Künftige die Seltenheit derjenigen Fälle nicht mehr vorwer-

fen,

fen, in denen das physische Böse der ausschweifenden Bosheit der Menschen den Damm entgegensetzet. Nur einen unübersteiglichen nicht; denn Gott will der Freyheit, die er uns geschenket hat, nicht zunahe treten.

Ein andersmal mag man es für eine vorläufige Bestrafung der Verbrechen ansehen; gleichwie das Gute für eine solche Belohnung der Tugend kann gehalten werden. Aber freylich muß man den Satz nicht zu weit treiben; denn die wahren, und würdigen Belohnungen, sind von Gott auf jenen Zeitpunkt vorbehalten, in dem wir das Ziel unsrer Wanderschaft erreichen, und sich die Komödie, die wir Sterblichen auf dieser Welt spielen, endet.

Dieß alleine, dünket mich, soll zureichend seyn, gewissen Afterphilosophen den Mund zu stopfen. Diejenigen verstehe ich, die den schon längst abgekühlten Kohl heute wieder aufwärmen, und mit dem ciceron-

 schen

schen Epikurer * der anbethenswürdigsten Güte Gottes das Standrecht halten wollen; weil sie öfter die frömmsten Seelen, unter dem Joche zusammengehäufter Uebel schmachten läßt, da indessen die lasterhaften aller erwünschlichen Weltgüter im größten Ueberflusse geniessen.

Es mag seyn; ich wills eben nicht leugnen. Der Meynung bin ich doch, daß wenn wir jenes Gute, was durch die bittersten Vorwürfe des folternden Gewissens vergället wird, abzögen, der Rest sehr klein seyn würde.

Aber, wie gesagt, lassen wir es immer hingehen, es schadet nichts. Die oben erwähnten Gründe sprechen Gott von aller Misgunst frey. Denn weil die Tugend herrlichere Belohnungen, und das Laster schärfere Strafen in der Zukunft zu erwarten haben: so ist Gott nicht gebunden, nur den Guten Gutes, und den Bösen Böses hienieden zukommen zu lassen. Gewiß so eine

* *De nat. Deorum, l. 3. c. 32.*

eine Verbindlichkeit würde seiner gränzenlosen Herrschaft Gränzen setzen.

Und was würde endlich erfolgen, wenn die zeitlichen Glücksgüter nur ein Antheil der Frömmigkeit wären? wenn ihre Verehrer einen öffentlichen Freybrief hätten, wodurch sie von allem Ungemache ausgenommen wären?

Der reine Dienst Gottes würde gar bald mit dem niederträchtigsten Eigennutze besudelt werden; die unintereſſirte Liebe würde verlöschen, und an ihrer statt eine unedle Eigenliebe in aller Herzen aufkeimen; die Begierde des zergänglichen Guten, und die Furcht des Bösen würden die einzigen Triebfedern aller Religionshandlungen seyn.

Würde aber eine so sehr verunstaltete Religion mit dem großen Endzwecke der Schöpfung übereinstimmen? würde sie die Ehre Gottes, und die wahre Glückseligkeit des Menschen befördern?

Das mag der witzige Herr Bayle glauben; er, der mit seinen scharfsichtigen Augen überall die Wahrheit sieht; nur dort nicht, wo sie ist. Er ist auch davon völlig überzeuget: ich bin gut dafür; denn wie würde er sonst so dreiste in Tag hinein geschrieben haben *, daß die Vermischung, und ungleiche Vertheilung des Guten, und Bösen, wie es auf Erden geschieht, den hinlänglichsten Beweis wider die Güte, und Vorsehung Gottes hergebe; mit dem Zusatze: daß es daraus erhelle, weil der Einwurf schon fast so alt, als die Welt, und doch niemals sattsam beantwortet worden sey.

Der gute Philosoph! wie schlecht muß er in den Schriften der Alten bewandert gewesen seyn! denn in der That sind bey ihnen genugsame Beantwortungen anzutreffen; wenn man sie nur suchen will. Den Tertullianus, den Origenes, den Lactantius, und viele andere zu geschwei-

gen,

* *Dict. hist. & crit.* art. *Ruf. rem. C.*

gen, hat der einzige große Augustinus an mehrern Orten, besonders in dem Buche von der Stadt Gottes, den berüchtigten Einwurf vielfältig und gründlich widerleget.

Und wäre es auch nicht; hätte ihm doch sein Witz diese an sich sehr begreifliche Wahrheit entdecken sollen: daß auch die frömmsten Seelen niemals ganz weiß, und die bösesten niemals ganz schwarz sind; und daß es folglich immer bey jenen etwas Strafbares: bey diesen etwas Belohnungswürdiges giebt.

Wenn wir den Satz annehmen; und wir können ihn doch mit Grund nicht leugnen: so verschwindt in einem Augenblicke alle Schwierigkeit.

Philander ist ein frommer, ein gottesfürchtiger Mann; genau in Beobachtungen aller Amts- und Religionspflichten; ein aufrichtiger Menschenfreund, ein mildthätiger Beschützer der Armen. Dieß alles ist Philander, und noch mehr; ich kenne ihn.

Bey allem dem, hat er doch auch gewisse, obwohl kleinere Mängel. Er ist etwas ruhmsüchtig, und von Zeit zu Zeit suchet er seine Vorrechte auch fremden Augen sichtbar zu machen; er redet oft, und rühmlich von sich selbst, und nicht allemal ohne Lüge; er läßt auch manchmal zweifelhafte Worte miteinfließen, die auf einen kleinen Tadel des Nächsten abzielen; er erzürnet sich gerne, auch wegen Kleinigkeiten; besonders wenn man ihm widerspricht, und kann sich öfters im Zorne von geringen Beschimpfungen nicht enthalten.

Philen der Vater dreyer Söhne giebt an der christlichen Aufführung dem Philander nichts nach. Er verbindet auch mit den übrigen Tugenden eine anständige Demuth, und Sanftmüthigkeit, woran es jenem mangelt. Aber seinen Kindern sieht er zuviel durch die Finger; er will sie nicht, mit Anstrengen zur Erlernung nothwendiger Wissenschaften kränken; er läßt ihnen auch gewisse kleine Ausschweifungen zu,

die mit der Zeit üble Folgen haben könnten.

Den du dort auf dem Platze so geputzet herspatzieren siehst, ist des sechzigjährigen Silvio erstgebohrner Sohn, ein Jüngling von großer Frömmigkeit, nicht gemeiner Gelehrtheit, und andern schönen Eigenschaften, die sein Alter zieren, und dem Staate viel versprechen.

Wenn er näher zu dir kömmt, sieh ihn steif an: du wirst alsbald einer nicht geringen Eitelkeit, die sich der Hände und Füße, des Hauptes, der Mienen, der Aussprache, ja des ganzen Menschen bemächtiget, gewahr werden. Gefallen will er; und zuweilen will ers auch auf Kosten der nie zuviel geschätzten Eingezogenheit. Sonst wirst du wenig, oder gar nichts, was zu misbilligen wäre, an ihm finden.

Im Gegentheile sind Kriton, Syphon, und Terses Bösewichter; sie sind ihrer Laster wegen ein Gräuel der ganzen Stadt. Nichts destoweniger kann ich nicht sagen,

daß sie gar nichts gutes an sich haben. Nein es kömmt manchmal ein glücklicher Augenblick, in dem sie, ungeachtet ihres verstockten Herzens, sich zu einem moralischen Tugendswerke entschließen.

Einer läßt sich durch das Bitten eines Nackenden erweichen, und theilet mit ihm seinen Wucher. Der andere verzeiht seinem Beleidiger, da eben die beßte Gelegenheit sich darbietet, die empfindlichste Rache zu üben. Und der dritte? der bauet so gar Gotteshäuser, und Spitäler auf.

Aber von den Sünden abzustehen; das öffentliche Aergerniß auf die Seite zu räumen; eine christliche Lebensart anzunehmen, und die Gebote des Herrn zu befolgen, dieß will sich keiner aus ihnen gefallen lassen.

Was meynest du? Philanders Ruhmsucht, Philens nachläßige Kinderzucht, und die Eitelkeit des jungen Silvio, können sie nicht billig, mit Krankheiten, Verfolgungen, Entziehung der zeitlichen Güter,

oder

oder andern dergleichen Unglücksfällen gezüchtiget werden?

Kritons Erbarmung hergegen, Syphons Sanftmuth, und die Freygebigkeit des Terses, verdienen sie nicht, mit Gesundheit, Ehren, Reichthümern, und andern dergleichen Glücksgütern belohnet zu werden?

Und Gott, wenn er es wirklich thut, wird er deswegen im ersten Falle ungerecht, und grausam: im zweyten parteyisch und verschwenderisch seyn?

Ehe denn du sprichst: zieh in Betrachtung, daß in dem künftigen Leben, die letzten nichts Gutes zu hoffen; und die ersten, nach ihrer völligen Reinigung, nichts Böses zu fürchten haben. Und weichst du dennoch von der vorgefaßten Meynung nicht ab: so mußt du zugeben; Gott könne einige gute Werke unbelohnet, und einige böse unbestrafet lassen. Das aber wird sich mit der unendlichen Weisheit, und

Güte

Güte des Gesetzgebers nicht wohl zusammenreimen.

Gesetzet aber auch: das physische Böse ziele in gewissen einzelnen Fällen weder auf die Bestrafung der Sünde, noch auf die Verbesserung des Sünders; läßt sich nicht, noch eine andre Beziehung desselben denken, worunter man die Güte Gottes rechtfertigen kann?

Was ist die Tugend, die niemals der wüthenden Gewalt der Widerwärtigkeiten ausgestellet gewesen? Ein Gold, das noch nicht von fremden Zusätzen durchs Feuer gereiniget worden. Was ist die Tugend ohne Standhaftigkeit? Ein Gebäude ohne Grund, das von dem schwächsten Winde niedergeworfen wird.

Und wann kann sie ihre Standhaftigkeit an Tag geben? Ehe nicht, als sie den Anfall heftigster Sturmwinde, gleich einer marmornen Bildsäule, unbeweglich ausgehalten hat. Wenn der Sturm ausgetobet, und sich die donnernden Wolken

verzogen haben: da erst erscheint sie in ihrem vollen Glanze; da ist sie würdig, von dem Herzen prüfenden Auge des Allerhöchsten beobachtet, und gutgeheißen zu werden. Das würdigste Schauspiel für Gott ist, selbst nach dem Ausspruche eines heidnischen Weltweisen *, der Tugendhafte, der mit dem Schicksale ringt, und ihm alles aufopfert, nur die Tugend nicht.

Nun habe ich den Stein des Anstoßes von allen möglichen Seiten betrachtet; und nirgend das gefunden, was gewisse witzigen Herren für ausgemachet halten. Sind vielleicht meine Augen zu blöde? Ich mag es kaum glauben; denn ich sehe sogar das Widerspiel klar ein.

Sie wollen behaupten, daß die Zulassung der physischen Uebel mit der Güte des Schö-

* Ecce spectaculum dignum, ad quod respiciat intentus operi suo Deus! ecce par Deo dignum: vir fortis cum mala fortuna compositus! *Seneca de provid. c. 2.*

Schöpfers streite: und die von mir angeführten Gründe, wenn man sie ohne Vorurtheil überdenkt, beweisen, daß sie vielmehr das einleuchtendste Zeugniß derselben ist. Wie weit von einander stehen diese zween Sätze ab!

Die physischen Uebel werden entweder frommen, oder sündlichen Menschen zu Theil. Bey jenen reinigen sie die Seele von anklebenden Mackeln; prüfen die Standhaftigkeit der Tugend, und erregen eine vernünftige Geringschätzung des Irdischen, und lebhafte Begierde des Ewigen.

Bey diesen erwecken sie als Vorboten größerer Strafen, eine heilsame Furcht der Zukunft; decken die innerliche Abscheulichkeit der Laster auf; und wirken nicht selten eine rechtschaffne Lebensbesserung aus.

Und auf diese Art bahnen sie beyden den Weg, der sie gerade, zu dem aufgesteckten Ziele, zur dauerhaften Glückseligkeit führet.

ret. Wenigstens ist es die Absicht des gütigsten Schöpfers.

Gott sah dieß alles wohl, und doch schuff er
die Welt.
Kann etwas besser seyn, als das, was Gott
gefällt.

Haller.

Von der
Güte Gottes
in
Zulassung des moralischen Uebels.

Unsinnig war das Unternehmen der fabelhaften Riesen: und das Verfahren der heutigen Freygeister ist ihm nicht ungleich.

Sie thürmeten Berge auf Berge, um den Himmel zu bestürmen, und den verhaßten Jupiter daraus zu jagen. Diese häufen Schlüsse auf Schlüsse, um den höchsten Gott vom Throne zu stürzen, und wenns möglich wäre, ganz zu zernichten.

Zu zernichten?

Ja! denn in der That, es ist einerley, Gott eine Vollkommenheit abstreiten, oder ihn zernichten wollen; weil eine jedwede wesentlich ist.

Aber auch von beyden Seiten ist das Bemühen gleich fruchtlos. Ein spitziger Donnerkeil rettete den Vater der erdichteten Gottheiten; und der wahre, der lebendige Gott, was brauchet er, sich zu schützen?

Nichts: die natürliche Vernunft selbst vereitelt alle Bemühungen; und zu gewissen ruhigen Stunden zeiget sie auch diesen Herren, daß ihre Schlüsse nur Fehlschlüsse sind, womit nichts ausgerichtet wird.

So ein Fehlschluß ist der, mit dem sie die Güte des Schöpfers, wegen der Zulassung des moralischen Uebels, anfallen.

Die Sünde, sagte mir neulich einer von ihnen ins Ohr: die Sünde verhauet dem Menschen den Weg zur wahren Glückseligkeit; sie stürzet ihn in das größte Unglück, und nach euern Grundsätzen in die ewige Pein. Gott könnte es verhindern; wenn ers wollte: und er würde es gewiß wollen; wenn er gütig wäre: also — ist er nicht gütig.

Nein doch, war meine Antwort: der Schluß ist falsch; so sollst du schließen.

Unumstößliche Gründe überzeugen mich von der unendlichen Vollkommenheit Gottes, wozu auch eine unermeßliche Güte gehöret: die Erfahrung lehret mich, daß die Menschen sündigen: Gott könnte es verhindern; wenn ers wollte, und dennoch thut er es nicht: also — ist die Zulassung der Sünde seiner Güte nicht zuwider; obwohl ich den Zusammenhang nicht begreife. Denn meine Unwissenheit, meine Blödigkeit kann die offenbarsten Wahrheiten nicht schwächen.

Nur solche Schlüsse sind in dergleichen Fällen, eines aufrichtigen, und wahrheitsliebenden Philosophen würdig.

So schickte ich damals den Witzling beschämt nach Hause.

Ueber eine Zeit dachte ich dem Einwurfe ein wenig nach; und ich fand, daß er einer Erläuterung fähig ist.

Wer behaupten will, daß Gott, wenn er gütig ist, kein moralisches Uebel zulassen kann: der zielet mit seinem Satze entweder nur auf die Wirklichkeit, oder auch auf die Möglichkeit desselben. Daraus dann entstehen zwo Fragen, die in dem ächten Religionssysteme von der größten Wichtigkeit sind.

Ist schon die bloße Möglichkeit des moralischen Uebels der Güte des Schöpfers entgegengesetzet?

Kömmt dieses vielleicht nur der Wirklichkeit desselben zu?

Beyde verdienen insonderheit beantwortet zu werden.

Das moralische Uebel ist eine freye Handlung wider die Vorschrift des moralischen Gesetzes. Die Möglichkeit einer solchen Handlung läßt sich aus der Einschränkung unseres Erkenntniß- und Begehrungsvermögen; aus dem moralischen Gesetze, und aus der Freyheit begreiflich

 machen.

machen. Sieh da eine dreyfache Quelle! Welche soll von der Güte Gottes verstopfet werden?

Die Einschränkung wird sie sich doch so lange gefallen lassen müssen, als sie unser Daseyn gutheißt; weil das Wesen eines erschaffenen Dinges nimmermehr der Unendlichkeit fähig ist.

Das moralische Gesetz ist nichts anders, als ein nothwendiges Hilfsmittel, das sie uns an die Hand giebt, damit wir den letzten Endzweck unseres Daseyns erreichen, und dadurch wahrhaft glückselig werden.

Und die güldene Freyheit? O! die ist das kostbarste Geschenk, wofür wir dem liebreichsten Schöpfer nicht genug Dank wissen können.

Setzen wir, daß es keine freyen Creaturen gäbe: wo blieben alsdann jene Handlungen, womit die moralischen Vollkommenheiten des Schöpfers vorzüglich geof-

fenbaret

fenbaret werden? Und dieß ist doch der vornehmste Theil des Endzweckes, den er sich in der Erschaffung der Welt vorgesetzet hat.

Doch aber ward kein Zwang, der Tugend ärgster Feind,
Der Scherge der Vernunft mit diesem Zug vereint.
Ruhm, Schande, Strafe, Lohn kann nur aus Freyheit quillen;
Zur freyen Wahl gemacht bekamen wir den Willen.

Withof.

Was für einen Vorzug vor einer todten Maschine würde das prächtige Weltgebäude haben? Aus dessen Beherrschung würde zwar eine allmächtige; nicht aber eine gütige, weise, gerechte, heilige Vorsehung des höchsten Gewalthabers hervorleuchten.

Daß nothwendig handelnde Wesen immer zu einem gemeinschaftlichen Zwecke übereinstimmen, scheint nicht ein Werk einer sonderbaren Weisheit zu seyn. Aber wie bewunderungswürdig ist jene, welche

 durch

durch die verborgensten, und angemessensten Mittel zuwegebringt, daß freye, und sich selbst überlassene Geschöpfe, die sonst nach so verschiedenen Absichten handeln, doch endlich, ungeachtet aller widrigen Bemühungen, das allgemeine Beßte des Ganzen befördern?

So herrlich sind die Vorzüge der Freyheit von der Seite Gottes. Und dennoch habe ich von der Ehre noch nichts gesaget, die ihm aus der vertraulichen Liebe, aus der erkenntlichen Danksagung, und aus allen übrigen freywilligen Religionsübungen seiner Geschöpfe zuwächst, und deren er im gegenseitigen Falle auf ewig entbehren müßte; weil sie nicht möglich wären, wenn durchaus eine fatale Nothwendigkeit herrschete.

Gott liebet keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln,
Ist besser, als ein Reich von willenlosen Engeln.

Gott

Gott hält für ungethan, was man gezwungen thut;
Der Tugend Uebung selbst, wird durch die Wahl erst gut.

Haller.

Von Seiten der Menschen betrachte ich sie, die gewünschte Freyheit, wie einen Baum, der, wenn seiner sorgfältig gepfleget wird, die süßesten Früchte hervorbringt. Wie süß ist die Freude, die wir in der freyen Wahl einer auch geringern Sache empfinden? wie süß der Trost, den uns, nach ausgeübter freyen Tugendshandlung, das Zeugniß des Gewissens verschaffet? wie süß das Vergnügen, das wir aus dem freundschaftlichen Umgange mit andern unserer Gattung; aus unsern Vernunft- und Rathschlüssen; aus unsern Untersuchungen, und Erfindungen; aus der von uns freygewehlten Lebensart schöpfen? Hau den Baum um: so sind wir mit einemmale dieser so süßen, so angenehmen Früchte beraubet.

Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewehlten Trieben.
Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,
Aus Wahl ihm hold zu seyn, und nicht aus Eigenthum.
Der Thaten Unterscheid wird durch den Zwang gehoben;
Wir loben Gott nicht mehr, wenn er uns zwingt zu loben.
Gerechtigkeit, und Huld, der Gottheit Arme ruhn:
So bald Gott alles wirkt, und wir nichts selber thun.

Haller.

Gut, Herr Autor! Sie haben so ziemlich erwiesen, daß die Möglichkeit des moralischen Uebels, sich noch wohl mit der unermessenen Güte des Schöpfers vereinbaren läßt. Haben Sie aber damit viel gewonnen? Ich dächte, nicht: oder sind Sie etwa gesinnet, von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit zu schließen? Sie sind doch ein

ein Philosoph? Je nun! so werden Sie die Ungereimtheit des Schlusses einsehen.

Eitle Sorgen! Viel habe ich gewonnen; und mehr vielleicht, als die Herren Gegner vermuthen.

Wenn einmal ausgemachet ist, daß die moralischen Uebel, ungeachtet der unendlichen Güte Gottes, möglich seyn können: so fällts nicht schwer, eben dieses von ihrer Wirklichkeit darzuthun, ohne sich wider die bekannte philosophische Regel zu verstoßen.

Wie weit steht dann eine von der andern ab? Sind diese zween Sätze so sehr unterschieden? Gott ist vermöge seiner Güte nicht verbunden zu machen, daß die Menschen nicht sündigen können: Gott ist vermöge seiner Güte nicht verbunden zu machen, daß die Menschen nicht wirklich sündigen? Und können nicht die Gründe, die die Wahrheit des ersten ins Licht setzen, ohne Mühe zur Bestätigung des zweyten angewendet werden?

Ist das moralische Uebel, was wir sonst Sünde nennen, eine freye Handlung wider die Vorschrift des moralischen Gesetzes, wie oben gesaget worden: so besteht seine Wirklichkeit in einem Misbrauche der uns von dem gütigsten Schöpfer verliehenen Freyheit, welcher nur von unsrer Bosheit abhängt. Und also läuft der ganze Streit dahinaus: ob die Zulassung dieses Misbrauches der Güte Gottes widerstrebe.

Arist verneinet es: Patin bejahet es. Wer hat recht? unfehlbar, der für sich stärkere Gründe hat.

Arist räsonniret also: Die Güte Gottes kann sicher das zulassen, was als ein geschicktes Mittel, zur Erreichung des allgemeinen Endzweckes der Schöpfung dienet; nun aber läßt sich dieses auch auf den Misbrauch anwenden, den die boshaften Leute von ihrer Freyheit machen: so kann dann die Güte Gottes den Misbrauch zulassen.

Patin vergleicht Gott mit einem zeitlichen Fürsten, und zieht daraus den Schluß: Er müsse die Menschen glücklich machen; und darum den Misbrauch der Freyheit, als die wahre Quelle des größten Unglückes, so viel es an ihm liegt, verhindern.

Arist beweiset seinen Untersatz; denn der Obersatz scheint ihm ohne dieß, einleuchtend zu seyn. Der Misbrauch der Freyheit, saget er, giebt Gelegenheit, daß gewisse Vollkommenheiten des Schöpfers, als die Gerechtigkeit in der Bestrafung; die Barmherzigkeit in der Vergebung; die Langmuth in der gelassenen Ertragung der Laster klärer hervorleuchten. Eben dieser Misbrauch, fährt er fort, gebiehrt die schätzbarsten Tugendsübungen, die ohne ihn hinterbleiben würden. Die das Unglück haben, in Sünden gefallen zu seyn, bereuen die Fehltritte; thun Buß; und bessern ihren Lebenswandel: die das Schicksal trifft, von den Bösen gehasset und verfolget zu werden, üben Geduld, Sanft-

muth, und Standhaftigkeit aus. Stimmet nicht, fraget er zuletzt, dieß alles mit dem allgemeinen Endzwecke überein? wird nicht auf diese Weise die Ehre Gottes ausnehmend verherrlichet?

Was Patin zur Bestätigung seines Satzes auf die Bahn bringt, ist der richtige Begriff der Güte für sich betrachtet. Dieser enthält nichts in sich, als eine Fertigkeit des Willens, andern Gutes zu thun. Derjenige aber, meynet er, kann sich der Fertigkeit nicht rühmen, der die Abwendung des Uebels, wenn sie in seiner Macht steht, vernachläßiget.

Arist hat recht; und Patin irret; denn was jener vorbringt, heißen die Vernunft, und Erfahrung gut: dieser aber ist ein unglücklicher Consequenzenmacher.

So flieht der blinde Mensch des schlimmsten Witzes voll,
Was ihn zufrieden macht, und was er suchen soll.

Im Dunkeln sieht er scharf, und blinzelt bey
der Klarheit;
Schmückt seine Lügen aus, und scheut den Glanz
der Wahrheit.

Withof.

Eben diese Schwierigkeit hat neulich Sophron der ernsthafte Philosoph, in einem Gespräche mit Kleonen also gehoben.

Wahr ist es: Gott verhindert die Sünden nicht, ob er es gleich könnte; doch das benimmt seiner Güte nichts. Gut ist er, unendlich gut gegen die Menschen, weil er sie darum geschaffen hat, damit sie glückselig seyn; gut, weil er es aufrichtig verlanget, und vom Herzen wünschet; gut, weil er dazu allen genugsame Mittel, reichlich an die Hand giebt; gut, weil er die herrlichsten Belohnungen, und die empfindlichsten Strafen bestimmet hat, um die freyen Geschöpfe, auf die angemessenste Art zurückzuhalten, daß sie nicht von dem Wege der wahren Glückseligkeit abweichen; gut endlich ist er, weil er die

Hals-

Halsstärrigen züchtiget; denn so übet er seine Güte nach den Regeln der Weisheit aus, das ist: zum Nutzen des Ganzen. Soll mit allem dem der Güte Gottes nicht genug gethan seyn? Was kann sie dafür, daß sich die Thoren, mit offnen Augen, aus freywilliger Bosheit, in das Verderben stürzen?

Aber Gott könnte es doch verhindern; und ein gütiger Fürst — —

Hundertmal haben wir schon das Gleichniß gehöret, und hundertmal haben wir es beantwortet.

Der letzte Endzweck des Staats, den der Fürst zu besorgen hat, ist nicht seine Glorie: er ist die gemeinschaftliche Glückseligkeit aller Glieder desselben. Was also dieser Glückseligkeit entgegensteht, das ist er verbunden, nach allen Kräften aus dem Wege zu räumen.

Hingegen ist der letzte Endzweck des erschaffenen Alls die Glorie des Schö-

pfers; und diese zu erweitern, können auch die Laster der Menschen, wenn sie doch lieber lasterhaft als fromm, freywillig seyn wollen, etwas beytragen. Diesen Endzweck besorgen die höchste Güte, und Weisheit gemeinschaftlich, gleichwie sie ihn auch gemeinschaftlich gewehlet haben.

Erhellet nicht daraus, daß Gott, seiner Güte wegen, nicht verbunden ist, den Misbrauch der Freyheit, und die daraus entspringenden Laster gänzlich auszurotten?

Aber der richtige Begriff der Güte —

Das ist eben der größte Fehler, den ihr in euern Schlüssen begehet. Ihr sonderet die Güte von den übrigen Vollkommenheiten Gottes ab; und behauptet zugleich, daß alles das ihr zuwider sey, was aus ihrem abgesonderten Begriffe nicht unmittelbar herfließt.

Als wenn ich so räsonnirte: Der Begriff der Gelehrsamkeit enthält in sich die

Merk-

Merkmale der Menschenliebe nicht; also ist diese derselben entgegengesetzet: und Leander kann unmöglich ein Menschenfreund seyn; weil er viel Gelehrsamkeit besitzt.

Nämlich fürs erste ist gewiß, daß nicht alles, was der Begriff von einem Dinge nicht in sich enthält, demselben entgegensteht. Und fürs zweyte ist in der Sache selbst, bey Gott die Güte mit allen unendlichen Vollkommenheiten unzertrennlich verbunden, welche zwar nicht mit einander streiten; jedoch verschiedene Wirkungen hervorbringen.

Was folget aber hieraus? Dieses: Gott kann viele Dinge wirken, oder zulassen, die seiner Güte nicht entgegenstehen; obwohl dieselben von ihr, in so ferne sie abgesondert betrachtet wird, nicht unmittelbar herkommen. Und dieß um so viel mehr, weil eben diese Dinge aus dem Begriffe einer andern, auch insonderheit betrachteten, Vollkommenheit herfließen.

In=

Indessen wenn wir die Sache nehmen, wie sie in sich beschaffen ist: so mag doch endlich mit Wahrheit, eine jedwede Wirkung, oder Zulassung allen Vollkommenheiten zusammen zugeschrieben werden; weil sie von demjenigen, der unendlich vollkommen ist, herkömmt.

Noch eines, liebster Kleon! Sey nicht böse! Noch anders verstoßet ihr euch bey eurer Zweifelsucht; aber das bleibt unter uns. Ihr messet die Güte Gottes nach euern Privatbegierden, und Bedürfnissen ab. Gott hingegen sorget zuerst für die Vollkommenheit des Ganzen; und hernach läßt er den einzelnen Geschöpfen so viel Gutes zufließen, als jene erfodert. So machet es ein weiser und gütiger Regent unter den Menschen. Er liebet einen jeden seiner Unterthanen; aber nicht mehr, als es das Wohl des ganzen Staats erlaubet.

Ehe ich den gegenwärtigen Stoff verlasse, will ich dem Leser einen Brief vorlegen, der mir ohngefähr in die Hände gefallen ist.

Geehrtester Herr College!

Vergessen Sie nicht den Beweis des akademischen Zweiflers miteinfließen zu lassen. Er machet unsern Gegnern Hitze; oder wenigstens ist er ein Fallstrick für die Einfältigern. Ausführlich können Sie ihn bey dem Cicero * lesen. Der Saft davon ist dieser. Die Vernunft wird mit dem Weine verglichen. Der Wein, spricht Cotta, schadet meistentheils dem Kranken; selten aber nützet er; und deswegen verbietet ein sorgfältiger Arzt lieber schlechtweg allen Gebrauch desselben. Auch die Vernunft ist den meisten Menschen schädlich; wenigen nützlich. Wäre es nicht besser gewesen, dieselbe keinem zu geben? Fürwahr wenns Gott mit den Menschen gut gemeynet hat, daß er ihnen die Vernunft geschenket: so hat ers nur mit denjenigen gut gemeynet, denen er eine gute Vernunft geschenket hat. Und die Erfahrung lehret uns, daß dergleichen Leute, sehr seltsame Erscheinungen sind.

Noch

* *De nat. Deor. l. 3. c. 27.*

Noch mehr dergleichen Gleichnisse, um die Rede etwas aufzuputzen, können Sie unserm Lieblingsautor dem Herrn Bayle * abborgen. Sie können zum Beyspiele sagen: eine gute, und sorgfältige Mutter wird ihrer Tochter nie zugeben, weder unter dem Vorwande, der Freyheit nicht zunahe zu treten, daß sie die Oerter, die ihrer Unschuld gefährlich sind, besuche; besonders wenn sie den Schiffbruch vorhineinsähe. Hernach fragen Sie artig: Sollen wir von Gott anders urtheilen? Und geschwind, nur geschwind eilen Sie zu etwas anderm über. Es läßt sich nicht aussprechen, wie sehr ein zur Zeit angebrachtes glänzendes Gleichniß, mit einer nachläßig hingeworfenen Frage, auf die Herzen gewisser kurzsichtigen Leser, und Leserinnen wirke. Und dieß ist alles, was wir verlangen können; denn haben wir diese gefangen: so haben wir mit ihnen, und durch sie zwey Drittheile der modernen

* *Dict. hist. & crit. art. Manich. Paulic. Zoroast.*

Welt verstricket. Aber das Handwerk verstehen Sie besser, als ich. Leben Sie wohl.

In der That, ein seltnes Geständniß! Wären doch diese Herren so aufrichtig gegen das Publikum, als sie es gegen einander sind! Ich bin gut dafür: ihr Anhang würde sich bald merklich vermindern. Indessen bis sie sich das werden gefallen lassen, wollen wir dem Einwurfe genug thun.

Zum Glücke wissen die rechtschaffenen Metaphysiker von einer schlechten Vernunft nichts. Die Eintheilung derselben in die gute und schlechte, klingt in ihren Ohren so fremde, wie die Eintheilung des Zirkels in den runden und eckigen.

Die Vernunft, sagen sie: ist ihrem Wesen nach allezeit gut; nur der Gebrauch davon kann böse seyn. Der ihr folget, kömmt zur Wahrheit; nur der fehlet, der von ihrer Vorschrift abweicht.

Dieses alleine setzet Gott über alle Beschuldigung hinweg; wo hergegen der Arzt billig die Schuld zu tragen hätte, weil der Wein, vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit, dem Kranken meistentheils schadet.

Gut ist die Vernunft; und aus beßtem Herzen hat sie uns Gott geschenket. Darum hat er sie uns geschenket, damit wir durch deren guten Gebrauch unsre Glückseligkeit befördern; wovon uns die aufgesetzten Belohnungen, und Strafen hinlänglich überzeugen.

Wollen wir, dessen ungeachtet, Gott für dieses so treffliche Geschenk keinen Dank wissen: so sind wir Kinder, die auf ihre Aeltern schmähen; nachdem sie das von ihnen hinterlassene reiche Erbe verschwelget haben.

Zwar Cotta giebt sich damit nicht zufrieden. Wenn auch, wendet er weiter ein: wenn auch ein mäßiger Weinstrunk dem Kranken nützlich wäre: dürfte ihn

 dennoch

dennoch der Arzt nicht erlauben; so ferne er vorhersähe, daß der Kranke das Maaß überschreiten würde. So hätte auch Gott den Sterblichen, wenn er sie liebete, die Vernunft nicht geben sollen; da ihm der so häufige Misbrauch derselben nicht hat können unbekannt seyn.

Ich kann nicht leugnen: bald wäre ich der Versuchung unterlegen. Es fiel mir ein: hat vielleicht Cotta die Vernunft vertrunken, weil er sich immer mit dem Weine herumschlägt. Aber das gehöret nicht zur Sache.

Zwischen der Vernunft, und dem Weine zeigt sich noch ein andrer merklicher Unterschied. Der Kranke kann ohne Wein leben; ja auch gesund werden. Der Mensch kann ohne Vernunft nicht Mensch bleiben. Der Arzt, der dem Kranken den Wein verbietet, erlaubet ihm doch die nothwendige Nahrung, weil er ihn beym Leben erhalten will; ob er gleich vorsieht, daß dadurch das Fieber etwas zunehmen werde. Gott

giebt den Menschen die Vernunft, weil er Menschen schaffen will; ob er gleich vorsieht, daß sich viele dieses Hilfsmittels aus eigener Bosheit, misbrauchen werden.

Kurz, die Vernunft muß mit der nöthigen Nahrung: der Misbrauch derselben mit der Krankheit verglichen werden. Und Gott, wenn er uns deshalben die Vernunft entzöge, mit einem Vater, der seinen Sohn erhungern ließe, damit er nicht erkranke.

Cotta der stolze Philosoph wäre abgefertiget; was werden wir dem Gleichnisse des Herrn Bayle entgegensetzen?

Ich dächte, die natürliche Verbindlichkeit der Aeltern gegen ihre Kinder sollte genug seyn.

In der That, ein nicht zweifelhaftes Gesetz, das in dem Naturrechte gegründet ist, verbindet die Aeltern zu aller möglichen Sorge, für das geistliche sowohl, als das zeitliche Heil der Kinder. Und

diesem Gesetze würde jene Mutter sehr schlecht nachkommen, welche ihrer Tochter den freyen, und gefährlichen Umgang gutwillig gestattete. Wer wird sie also für schuldlos halten?

Im Gegentheile können wir uns kein Gesetz vorstellen, wodurch Gott zu etwas verbunden würde; es sey dann zu dem, was seine unendlichen Vollkommenheiten unmittelbar, oder mittelbar erfodern.

Nun aber, seine gränzenlose Güte (denn nur von der ist hier die Rede) erfodert weder mehr, noch weniger, als einen ernstlichen Willen, uns ohne Beschädigung der kostbaren Freyheit, glücklich zu machen, und uns zureichende Mittel an die Hand zu geben, durch deren guten Gebrauch, der von unserer Freyheit abhangen soll, wir dahin gelangen können.

Begehren wir mehr: so sind wir gegen Gott unbillig; den wir begehren Belohnung ohne Verdienst. Und ohne Verdienst,

das ist, ohne moralische gute Handlungen läßt sich der gemeinschaftliche Endzweck der erschaffenen Wesen, nach seinem ganzen Umfange, nicht erreichen; den doch der gütigste Schöpfer nie aus den Augen setzen kann.

Von der Güte Gottes in der Bestimmung der ewigen Strafen.

Nein, nein! schrie neulich, aus vollem Halse, der blindgebohrne Kleant: das kann ich nimmermehr zugeben. Ich bin doch endlich kein Narr; und wenn ich schon im Körper keine Augen habe: so mangelt es doch der Seele an so etwas nicht. Mein Verstand ist gesund: der saget mir, was wahr, und was nicht wahr ist; und der saget mir, daß eine hölzerne Tafel, welche platt ist, unmöglich concav scheinen kann; wie es Eudox so hartnäckig behaupten will.

Höret mir nur den Menschen! Es ist gewiß, lieber Kleant! spricht er: diese Tafel, die du für platt hältst; weil du sie also mit den Händen fühlest, diese Tafel

würde dir gegen die Mitte zu ausgehöhlet, oder concav scheinen, wenn du, wie wir, Augen hättest; du würdest darauf, in einer gewissen Tiefe, Wiesen, Gesträuche, Bäume, Bäche, Thiere, und Menschen, die die Malerkunst hingesetzet hat, wahrnehmen.

Ich möchte mich darüber zu Tode zürnen; denn es bleibt doch einmal für allemal wahr: was platt ist, ist nicht concav, hat keine Höhlung.

Soll ich über den hartnäckigen Eigendünkel des blinden Kleants lachen, oder böse werden? Man mag immer lachen, so lange es um Sachen zu thun ist, die von keiner Wichtigkeit sind. Aber wenn gewisse Leute aus der galanten Welt, von Gott, und seinen Vollkommenheiten sprechen, wie der Blinde von der Farbe; wenn sie mit ungewöhnlicher Dreistigkeit bejahen, oder verneinen, was sie nicht wissen, auch nicht wissen können: da muß des Lachens ein Ende seyn. Die Religionswahrheiten

sind

sind zu verehrungswürdig, als daß nicht der kleinste Scherz darüber, der größte Frevel seyn sollte.

Zu den Wahrheiten gehöret jene von der Ewigkeit der Sündenstrafen nach diesem Leben. Darüber stoßen sie die Köpfe zusammen. Das kann durchaus nicht seyn; und die Unmöglichkeit, wenn wir ihnen glauben, ist demonstriret.

Wie? demonstriret? aus was für einem Grundsatze?

Da ist er: Die ewige Dauer der Strafen streitet mit der unendlichen Güte Gottes.

Ist er auch demonstriret?

Er ist für sich einleuchtend.

Wie würden sie mich anschielen, wenn ich ihnen sagete: Meine Herren! Sie sind blind; Sie machen, wie der blinde Kleant, den Ausspruch in einer Ihnen unbekannten Sache?

Und dennoch ist es in der That also; denn es fehlet ihnen an ächten Begriffen, die hierzu unumgänglich nothwendig sind. Möchten sie doch in Betrachtung ziehen, daß ihre Erkenntnißkräfte eingeschränket, sehr eingeschränket sind: wo hingegen die Güte des Schöpfers, die Dauer der Strafen, und gewissermaaßen auch die Bosheit der Sünde alle Schranken übersteigen. Ich bin versichert, sie würden in ihren Schlüssen etwas behutsamer seyn.

Behutsamer? je nun! ruft Amphibolus aus: ich will nichts bejahen: zweifeln werde ich doch dörfen? ich habe Gründe dazu. Erlauben Sie mir, Herr Theodor! daß ich Ihnen meine Zweifel der Ordnung nach hererzehle.

Ich bin es zufrieden, widersetzet Theodor: aber ich behalte mir das Recht vor, an einem jeden meinen Gegenzweifel anzuhängen.

Amph. Stimmet es mit der Güte Gottes überein, daß er den Endzweck, den er sich in der Erschaffung der Menschen vorgesetzet

gesetzet hat, nicht erreiche? Beruhet nicht der Endzweck auf der ewigen Glückseligkeit derselben? Läßt sich dieß nicht aus dem angebohrnen Triebe, nach einer dauerhaften Glückseligkeit zu streben, unfehlbar schließen?

Theod. Mag man nicht mit mehr Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Endzweck der Menschen, und aller Geschöpfe die Glorie des Schöpfers sey; weil doch immer das unendliche Gut allen endlichen Gütern will vorgezogen werden? Kann dieser Endzweck nicht sowohl durch die ewige Unglückseligkeit der einen, als durch die Glückseligkeit der andern erhalten werden? besonders wenn beydes nur von ihrer freyen Wahl abhängt? Beweiset der natürliche Trieb nach der wahren Glückseligkeit mehr, als eine mit genugsamen Hilfsmitteln unterstützte Fähigkeit, dahin gelangen zu können?

Hätte Theodor Hallern gelesen: würde er vielleicht mit ihm also gesaget haben:

Gott

Gott hat dir zum Begriff Verstand genug gegeben;
Den Willen hast du frey zu einer guten Wahl;
Und suchst du ihm dennoch damit zu widerstreben:
So folgt von selbst darauf, auf ewig deine Quaal.
Die hast du dir allein, und nicht ihm zuzuschreiben;
Er liebt dich ewiglich, wenn du ihn zeitlich liebst.
Doch wirst du ewig auch in der Verdammniß bleiben;
Wenn du von ihm entweichst, und seinen Geist betrübst.

Amph. Wäre Gott nicht weit gütiger, wenn er entweder dem Sünder aus bloßer Gnade verziehe, oder sich mit zeitlichen Strafen begnügen ließe? Und gehöret nicht auch dieser Grad der Gütigkeit zu den übrigen, die unendlich sind?

Theod. Wäre Gott gütiger, wenn er mehr das besondre Gut eines jeden einzelnen Geschöpfes, als das gemeinschaftliche des Ganzen, und seine daraus entsprin-

gende

gende Ehre besorgete? Kann ein Menschenverstand überzeugend darthun, daß es zur Vollkommenheit des Ganzen, und zur Ehre des Schöpfers zuträglicher wäre, alle, ohne Ausnahme, zu den ewigen Freuden zuzulassen, und niemand zu der wohlverdienten ewigen Strafe zu verurtheilen? Wüchse etwas der Güte Gottes zu, wenn er die ewige Glückseligkeit nicht für eine Belohnung der moralischguten Handlungen; sondern für ein freywilliges Geschenk, an dem die Frommen, und Bösen gleichen Theil nehmen sollten, bestimmet hätte? Und wenn dadurch den Bösen wirklich mehr Gutes zugeflossen wäre: würden nicht dabey die Frommen eben so viel eingebüßet haben?

Amph. Mir scheinet es, als wäre die Barmherzigkeit, und die Gelindigkeit mit der Güte untrennbar verknüpfet. Das machet mich zweifeln. Denn man will wissen, daß die erste ein thätiges Mitleiden, und eine fertige Neigung dem Elende des

Gedrückten abzuhelfen gebiehrt; und daß die zweyte eine mächtige Linderung der verdienten Strafe bewirket.

So eben zweifelt der hallerische Freygeist.

Denn dieß lief' offenbar selbst wider das Erbarmen,
So uns des Höchsten Huld in Ewigkeit verspricht.
Und träfe solchemnach nur allzu hart uns Armen,
Ungleich, und unverdient das letzte Strafgericht.

Allein dagegen zweifelt Theodor aus dem Grunde: weil es scheint, daß bey Gott nicht eine jedwede Vollkommenheit alle, nach unsern abgesonderten Begriffen möglichen, Wirkungen hervorbringen kann, oder soll. Sie müssen ja, saget er, alle zusammen, nach der Vorschrift der höchsten Weisheit wirken; und wer weiß, ob nicht die Ewigkeit der Strafen dieser Vorschrift gemäß sey? Ich bin wenigstens nicht überzeuget, daß ihr nicht durch die süßesten

Früchte der Güte, Barmherzigkeit, und Gelindigkeit, womit Gott in diesem Leben alle: in dem andern die Auserwehlten überhäufet, genuggethan werde.

Langweilige Zweifel! wird sich mancher Leser hier denken.

Ich dachte eben so, da ich sie niederschrieb.

Gut! da haben wir das aufrichtige Geständniß. Kramen Sie also nur geschwind wieder ein.

Doch, ich schmeichelte mir, daß ich dadurch dem Leser ein weites Feld eröffnen würde, über einen so würdigen Stoff viel zu denken. Und nimmermehr, sagte mir mein innerstes Gefühl, wird der Leser einschlafen, der mit seinem eignen Kopfe denken gelernet hat.

Eitler Vorwand!

Sey es. Amphibolus soll abtreten. Er ist ohne dieß schon voll Verdrußes; weil er mit seinen Zweifeln nichts ausrich-

ten kann. Denn in der That Theodor, der schwache, hat ungemein stärker gezweifelt, als er, der starke Geist.

Aber die Herren Freygeister geben sich damit nicht zur Ruhe. Sie packen, in ihren Schriften noch mehr von dieser Waare aus. Wir werden sie schon noch geduldig anhören müssen.

Einer suchet die Ursachen des Zweifelns darinnen, daß die ewige Strafe zur Besserung des Gestraften nichts beytragen kann. Daraus, meynet er, ließe sich eine für Gott schlimme Folge ziehen. Wenn die Absicht der Bestrafung, so räsonniret er bey sich, keine andre ist, als die Bestrafung selbst: so ist sie eine Wirkung der äußersten Grausamkeit; und das ist der gegenwärtige Fall.

Der gute Mann wird doch nicht den Monarchen einer Grausamkeit beschuldigen, der andre Verbrechen mit der Landesverweisung: andre mit dem Tode bestrafet. Ich zweifle mit besserm Grunde,

ob eine jede Strafe nur auf die Besserung des Verbrechers abzielen müsse. Mir däucht: sie könne auch auf die Besserung der übrigen Glieder in dem Staate, oder auf die Wiederherstellung der gestörten Ordnung, oder auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, und gemeinschaftlichen Glückseligkeit gerichtet werden.

Und wer wird den ewigen Strafen so eine Wirkung absprechen? Fürwahr die Bedrohung derselben hat einen großen Einfluß auf die Sitten der noch in diesem Leben wandernden Menschen: und ihre Wirklichkeit verdienet einen herrlichen Platz unter den Mitteln, wodurch der von der höchsten Güte gewehlte Zweck des Ganzen befördert wird. Ist es also Nothwendig, daß Gott die Lasterhaften bloß deswegen ewig strafe, damit er sie strafe?

Den Schuldigen, saget ein anderer, mit langsamen Feuer peinigen lassen, damit er desto mehr, und länger leide, ist eine verabscheuenswürdige Grausamkeit des mensch-

menschlichen Richters. Ich kann von dem göttlichen Richter nicht anders urtheilen.

Und ich mag keinen Richter mit Recht grausam schelten, so lange ich nicht gewiß weiß, daß er über das Verdienst strafet. Wo ist derjenige, der mir überzeugend darthun kann, daß die ewige Strafe das Verdienst des Sünders übersteigt?

Denn Gottes Wesen ist gleich ewig ohne Schranken,
Und straft er zwar nicht gern, weil er barmherzig ist.
Doch würd' er auch so gleich aus seinem Wesen wanken;
Wenn er mehr gnädig wär', als du es würdig bist.

Haller.

Zwar fehlet es ihnen nicht an einigen Scheingründen, womit sie den Satz bestätigen wollen.

Jene glauben: die langwierige Pein würde endlich das versteinerte Herz des Sünders brechen, und in demselben eine

rechtschaffne Reue hervorbringen. Und so dann hieße es das Maaß überschreiten, und die Güte verleugnen, wenn Gott in der Peinigung fortführe.

Diese schützen die Ungleichheit zwischen dem Verbrechen, das einige Augenblicke: und der Strafe, die ewig dauert, vor; und schließen daraus, daß die ewige Strafe den menschlichen Lastern nicht angemessen sey.

Daß ich den ersten nicht beystimme, hält mich der fest gegründete Zweifel zurück: ob nicht mit dieser Wanderschaft die Zeit der Bekehrung verflossen sey. Durch den guten, oder übeln Gebrauch der irdischen Güter soll sich der Mensch eine dauerhafte Glück = oder Unglückseligkeit verdienen. Das ist hienieden seine Bestimmung; und diese ist mit dem Augenblicke seines Abscheidens erfüllet. Nach dem Tode giebt es keinen Uebergang vom Guten zum Bösen: wie soll ich mir dann die Rückkehr vom Bösen zum Guten als wahrscheinlich vorstellen?

len? Wenigstens ist das die einstimmige Meynung aller derer, die von jeher ein zukünftiges Leben erkennet haben; und ich kann nicht vernünftig sagen: sie ist falsch.

Nicht weniger habe ich den andern entgegenzusetzen.

Ich will eben nicht melden, daß oft aus einem augenblicklichen Laster Wirkungen folgen, die von der längsten Dauer sind. Also äschert ein vorsetzlich geworfener Feuerfunke Städte ein, und stürzet tausend Familien ins Unglück; ein von dem Freygeiste geschriebenes Blatt zieht das Verderbniß der Sitten ganzer Länder, und den Untergang Millionen Seelen nach sich.

Nur von dem Rechte möchte ich überzeuget seyn, womit sie die Strafe nach der Dauer des Verbrechens abmessen. Die Vernunft leiht dazu keinen hinlänglichen Grund; und die Erfahrung ist entgegen.

Laster, die in wenigen Augenblicken sind ausgeübet worden, werden täglich in

dem Staate mit derben Streichen, die einen langwierigen Schmerzen hinter sich lassen; mit lebenslangem Gefängnisse; mit unwiderruflicher Verbannung gezüchtiget; und das Verfahren heißt niemand grausam. Wenn der Monarch den Unterthan, eines augenblicklichen Todtschlages wegen, zum Schwerte verdammet: verstößt er ihn auf ewig aus der Gesellschaft der Lebendigen; und dabey bleibt er gütig. Gott aber soll aufhören gütig zu seyn, wenn er den widerspänstigen Sünder auf ewig aus der Gemeine der Seligen ausschließt? Harter, unbilliger Ausspruch!

Ich muß bekennen: die Betrachtung bringt mich auf den Einfall, daß die Dauer keinen wesentlichen Theil der Größe des Verbrechens ausmache, wie es doch bey der Strafe geschieht; und daß folglich das Verhältniß dieser zu jenem aus andern Umständen, und innerlichen Eigenschaften zu bestimmen sey.

Aber diese Eigenschaften —

Sind vermuthlich dem Allwissenden bes-
ser, als uns Kurzsichtigen bekannt.

Aber in dem Verbrechen eines schwa-
chen Geschöpfes ein Umstand, weswegen
es eine immerwährende Strafe verdiente!
läßt er sich denken?

Darüber höre ich für itzt keinen Zweifel
an.

Die lieben Herren! sie möchten gerne
aus dem Geleise treten; und unvermerkt
die Rede von der Güte auf die Gerechtig-
keit einlenken.

Diese zwo Fragen sind zu sehr unter-
schieden, als daß sie sämmtlich nach Wür-
de könnten behandelt werden. Itzt reden
wir von der ersten: die zweyte wollen wir
ein andersmal vor uns nehmen.

Indessen bitte ich den Leser: er wolle
sich die Mühe geben, die vorgebrachten
Zweifel und Gegenzweifel aufmerksam ge-
gen einander zu halten. Die Vergleichung
wird das hellste Licht anzünden; sie wird

aufs deutlichste demonstriren, daß die menschliche Vernunft keinen überzeugenden Beweis darbietet, womit der Widerspruch der ewigen Dauer der Strafen mit der unendlichen Güte des Schöpfers könnte dargethan werden.

Und das rechtfertiget unvergleichlich meinen zuerst angenommenen Satz: Daß diejenigen, welche ihn für ausgemacht halten, oder vorgeben, wie der Blinde von der Farbe, räsonniren.

Wenig habe ich gesaget. Ein scharfsinniger Philosoph wird auch bejahende Gründe darinnen finden; er wird daraus die Anständigkeit herleiten, die auf dem beruhet, daß sich die gränzenlose Güte auf ewig dem entziehe, der sie vorsetzlich, und wohlbedacht von sich verstoßen hat.

Oft gewinnt man mehr, wenn man zur Zeit nachzugeben weiß. Ich will mich des Mittels bedienen.

Meine Herren! Wir wollen auf einen Vertrag denken. Ich will Ihnen alles

einräumen, was Sie verlangen, und dieß nur auf eine einzige Bedingung. — Stutzen Sie nicht. — Es ist mir Ernst. —

Aber die Bedingung?

Sie soll nicht zu beschwerlich seyn. Es ist so etwas, an das Sie sonst, schon sehr gewöhnet, oder verwöhnet sind.

Sie wissen in tausend Fällen, dem Allmächtigen Gesetze vorzuschreiben; Sie wissen zu bestimmen, was er in diesem, oder jenem Falle hätte thun, oder nicht thun sollen. Etwas dergleichen begehre ich hier von Ihnen.

Gehen Sie mit einander zu Rathe; sinnen Sie auf ein Projekt, und bestimmen Sie ohne Umschweif, was Gott mit der Seele anzufangen habe, die mit groben Sündenflecken bemackelt, nach vollbrachter Wanderschaft, vor seinem Richterstuhle erscheint.

Mein Vorschlag findet Beyfall. Die Herren treten zusammen; sie halten Rath.

Da wir nun einmal, hochgelahrte Herren Collegen! führet das Wort der Herr von **, als der Aelteste in der Versammlung, ein Greis von beyläufig fünf und zwanzig Jahren: da wir nun einmal fest entschlossen sind, jenes schreckliche Phantom, die Hölle zu bestürmen, und die ewigen Peinen zu vertilgen: so will es die Klugheit erfodern, daß wir zuvor reiflich überlegen, was für ein Verhängniß wir über diejenigen Seelen wollen kommen lassen, die in dem Sündenstande von dem Körper getrennet werden. Ohne Maaßgebung, ich dächte: wir sollen sie gerade mit den übrigen in den Himmel schicken; das wäre der Güte des Schöpfers das anständigste, und uns das gewünschetste Schicksal. Was halten Sie davon?

Was Sie sprechen, hochzuehrender Herr Präses! nimmt das Wort auf, der zunächst an ihm Sitzende: ist so wohl gesprochen, daß sich dessen unser Urältervater, der große Bayle selbst nicht schämen dürfte.

Allein

Allein dem abergläubischen Pöbel wird es gar zu unwahrscheinlich vorkommen. Wir könnten der Sache einen Anstrich geben; wir könnten diese Seelen durch die langwierigsten Peinen reinigen lassen, und sodann dem Himmel ausliefern. Wie gefällt Ihnen der Einfall?

Er geht mit, ruft der dritte. Ich habe eine andere Strafe ausfindig gemachet; eine Strafe, die von den Gelehrten für die größte: von den Ungelehrten für die kleinste gehalten wird. Die Vernichtung. Von ihr schreiben jene: es ist allezeit besser seyn, als nicht seyn; und diese sagen: bin ich Nichts: so empfinde ich Nichts. Läßt sich nicht damit beyden Classen ein blauer Dunst vor die Augen machen? Ha, ha!

Vernichtung? das geht nicht an, fällt der vierte in die Rede. Mit der Vernichtung der vornehmsten Geschöpfe wollen Sie die Güte des Schöpfers, gegen die Anfälle des Aberglaubens schützen? Ihr

Unter-

Unternehmen ist eitel. Ich für meinen Theil, will lieber für die bösen Seelen einen gewissen Mittelstand aussinnen, in dem sie weder Lust, noch Unlust fühlen sollen.

Noch zween hochweise Räthe sind übrig. Ihre Stimmen laufen zusammen dahinaus: Gott könne, vermöge seiner Güte nicht zulassen, daß jemal eine Seele, in dem wirklichen Sündenstande, von hier in die andre Welt verreise.

Welches meiner geringen Einsicht nach, so viel sagen will: Man soll Gott gerichtlich belangen, und ihm alles Ernstes intimiren: was maaßen er ins Künftige keine Seele eher, als sie ihre Ausschweifungen bereuet hat, von ihrem Körper abzufodern; und so ferne es einmal zufälliger Weise geschähe, er dieselbe alsbald in ihre vorige Wohnung zurückzuschicken habe. Widrigen Falls würde man sich beßtens angelegen seyn lassen, die ohne dieß schon sehr geschwächte Meynung von seiner gütigen Vorsehung, gänzlich von der Erdkugel zu verbannen.

So

So widersinnig, und ungereimt diese Aussprüche sind: so wenig kann ich dennoch diesen Herren durchaus Unrecht geben. Recht haben sie in so weit; weil nothwendig eine von diesen Hypothesen für wahr müßte angenommen werden; wenn die ewige Dauer der Strafen nach dem Tode, der Güte Gottes widerspräche.

Aber zum Glücke kann die göttliche Güte keine davon gutheißen; noch weniger erfodern. Und das setzet meinen schon bewiesenen Satz aufs neue, über alle Zweifel hinweg.

Damit es nicht das Ansehen gewinne, als wäre ich im Verneinen zu übereilend: will ich die Meynungen, die in dem großen Rathe vorgebracht worden, der Reihe nach, durch die Musterung gehen lassen, und die Beziehung einer jedweden auf die unendliche Güte Gottes genau durchsuchen.

Zuerst soll Gott seiner großen Güte wegen, alle Seelen, ohne Unterschied, die from-

frommen, und bösen, so bald sie den Körper verlassen, zu sich in den Himmel aufnehmen.

Das heißt: der Himmel soll ein willkührliches Geschenk: nicht eine Belohnung der Verdienste seyn; das heißt: der letzte Endzweck der Schöpfung soll abgeändert, und das moralische Gesetz, mit den angehängten Bewegungsgründen abgeschaffet werden; das heißt: Gott soll die endlichen Güter dem unendlichen Gute vorziehen, und die Geschöpfe mehr, als sich selbst lieben. Kann man solche Foderungen seiner unendlichen Güte zumuthen, ohne sich sträflichst wider dieselbe zu verstoßen?

Der würdige, und einzige Gegenstand der Liebe des höchsten Wesens sind seine unendlichen Vollkommenheiten. Diese liebet es in sich, wo sie wirklich: und in den Geschöpfen, wo sie in dem Ebenbilde existiren. Das Ebenbild vermisset Gott an der durch die Sünde verunstalteten Seele; und dennoch soll er sie die größte Wirkung

seiner

seiner Liebe empfinden lassen? Nein! das reimet sich nicht zusammen.

Zweytens können die Seelen durch langwierige Peinen gereiniget, und das Ebenbild wieder hergestellet werden.

Wie lange sollen sie dann dauern, diese Peinen? Vielleicht durch 9999 Jahre, 364 Tage, 23 Stunden, und 59 Minuten? Ich dächte: wir könnten noch 59 Sekunden dazu geben.

Eitle Hoffnung! Was reiniget, mag man Arzney, nicht Strafe heißen. Und hernach wird das Ebenbild so lange nicht hergestellet, so lange der gottlose Wille also an dem sündlichen Gegenstande geheftet bleibt, daß er nicht im Stande ist, denselben aufrichtig zu verabscheuen. Und dieß dauert immer; denn die Zeit der Gnade ist verflossen: weil sie von dem weisesten, und gütigsten Gott nur auf dieses Leben ist eingeschränket worden.

Hat er vielleicht damit seiner Güte zuwidergehandelt? Keineswegs. Er hat dersel-

derselben genuggethan, da er den Menschen genugsame Hilfsmittel treuherzig angeboten; da er ihrer Widerspänstigkeit so lange Zeit geduldig zugesehen; da er auf ihre Bekehrung langmüthig gewartet; da er sie von Zeit zu Zeit, bald durch die innerlichen Gewissensbisse, bald durch den zugeschickten Ueberfluß der irdischen Güter, bald durch die zeitlichen Uebel gewarnet; da er eben diese ewigen Strafen, als den alleine hinlänglichen Bewegungsgrund, das Böse zu meiden, bestimmet, und derselben Wirklichkeit allen, durch die bloß natürliche Vernunft wenigstens höchst wahrscheinlich: durch die Offenbarung aber gewiß gemachet hat.

Ach! Gott, und die Vernunft giebt Gründe größrer Schrecken;
Vor jenem Leben kann kein Grabstein uns bedecken.
Nachdem der matte Geist die Jahre seiner Acht,
Verbannt in einen Leib, mit Elend zugebracht;

Schlägt

Schlägt über ihm die Noth mit voller Wuth zusammen.
Verzweiflung brennt in ihm, mit nie geschwächten Flammen.
Und die Unsterblichkeit, das Vorrecht seiner Art,
Wird ihm zum Henkertrank, der ihn zur Marter spart.
Im Haß mit seinem Gott, mit sich selbst ohne Frieden,
Von allem, was er liebt, auf immer abgeschieden.
Gepreßt von itzger Quaal, geschreckt von ferner Noth,
Verflucht er ewig sich, und hoffet keinen Tod.

Haller.

Der dritte zerhauet den Knoten, da er die Seelen der Gottlosen vernichten will.

Aber vermuthlich wird das Unternehmen fehlschlagen.

Ich setze zum voraus; und das ist hier vorauszusetzen: daß Gott alle menschlichen Seelen, ohne Unterschied, also geschaffen hat, daß sie der ewigen Glückseligkeit fähig

 sind,

sind, und daß sie nach überkommenen Gebrauche der Vernunft, dieselbe mit moralischguten Handlungen in dieser Wanderschaft verdienen können, und sollen.

Sehen Sie da, mein Herr! die Klippe, an der ihre unglücklich ausgesinnte Hypothese scheitert. Diese Vernichtung läßt sich nicht denken. Es ist keine Ausnahme in den natürlichen Eigenschaften, und Fähigkeiten der Menschenseelen; keine in den angebohrnen Verbindlichkeiten: warum soll eben eine in ihrer Dauer Statt finden.

Ferner müßte die Vernichtung entweder die Stelle einer Gutthat, oder einer Strafe vertreten.

Was von beyden?

Ich weiß es nicht; und wenn Sie offenherzig sind, wissen Sie es eben so wenig.

Sind Geschöpfe, die sich wider die anbethenswertheste Majestät Gottes empöret haben, und auf der Empörung halsstärrig behar-

beharren, sind sie einer Gutthat würdig? sind sie fähig? Würde nicht so eine Gutthat den noch Lebenden, Bösen sowohl, als Frommen höchst schädlich seyn? Jenen; weil sie den Damm niederrisse, der alleine bisher ihren ungezäumten Begierden entgegenstund, und die Hoffnung der Rückkehr nicht ganz verschwinden ließ: diesen; weil sie dadurch noch mehr den ungerechten Verfolgungen, und Unterdrückungen der Bösen ausgesetzet würden.

Lassen wir nun die Vernichtung für eine Strafe gelten. Aber auch da ist die Mühe vergeblich.

Die Strafe verliert das Wesen, und die Natur der Strafe, wenn sie sich auf ein Subjekt bezieht, das des Selbstbewußtseyns beraubet ist; und folglich kann die Vernichtung der Seele so wenig eine Strafe seyn, als die Vernichtung des Steines eine ist. Gestrafet werden, und nicht wissen, daß, und warum man gestra-

set wird, sind zwo Sachen, die sich nicht vereinbaren lassen.

Und was wirket sie dann endlich, die Vernichtung? Das Nichtdaseyn.

Das Nichtdaseyn, wenn ich es ein Uebel nennen soll: ist doch nur so ein Uebel, das mit den natürlichen Eigenschaften eines jeden zufälligen Wesens, so lange es sich selbst überlassen wird, nothwendig verknüpfet ist; und hiemit ein Uebel, das auch jene Wesen trifft, die niemal etwas verschuldet haben. Wie kann ich dann also das Nichtdaseyn für eine Strafe der abscheulichsten Laster ansehen.

Der vierte bauet ein gülden Schloß in der Luft. So stelle ich mir den Mittelstand vor, in dem die gegen Gott aufrührischen Seelen weder Lust, noch Unlust empfänden.

In der That, das Bemühen ein Gebäude in der Luft aufzuführen, oder die gewünsch-

gewünschte Gleichgültigkeit in jene Seelen einzupflanzen, ist gleich kurzweilig.

Ein erwiesener Satz in der Seelenlehre ist es: daß die Unlust von dem anschauenden Erkenntnisse der Unvollkommenheit gebohren wird; so zwar, daß immer die Größe jener mit der Klarheit dieses im gewissen Verhältnisse steht.

Itzt nehme ich eine mit Lastern befleckte Seele her. Soll ich ihr die Unvollkommenheiten, oder das anschauende Erkenntniß ableugnen?

Unvollkommen? O! das ist sie. Sie hat sich des Verstandes, des Willens, der Freyheit gemisbrauchet; sie hat die Lehrerinn der Wahrheit, die Vernunft bis zum Dienste viehischer Leidenschaften erniedriget; sie hat ihre freyen Handlungen nicht nach der Vorschrift des ewigen Gesetzes eingerichtet; sie hat sich wider den höchsten Gesetzgeber aufgelehnet, und wider den größten Monarchen empöret; sie

 hat

hat mit boshaftestem Vorsatze, die von der unermeßlichen Weisheit gemachte Ordnung gestöret; sie hat sich den weisesten Absichten des Schöpfers entgegengesetzet. Diese, und hundert andere Unvollkommenheiten kleben ihr an. Und soll sie sich deren nicht aufs klärste bewußt seyn? Der mag es behaupten, der kühn genug ist, ihr das Wesen zu rauben.

Da haben wir dann den zureichenden Grund der Unlust; und deswegen ist sie unausbleiblich; deswegen ist der besagte Mittelstand für das andere Leben ein Unding, das sich nicht denken läßt.

Noch einleuchtender wird der Satz, wenn wir betrachten, daß der ewige Verlust der wahren Glückseligkeit, die die Seele aus natürlichem Triebe so sehr gewünschet, und um ein Nichts verscherzet hat, natürlicher Weise, die äußerste Betrübniß, und den heftigsten Schmerzen erregen muß.

Dem hochzuehrenden Herrn Präses, und seinen drey vornehmsten geheimen Räthen ist, wie ich hoffe, zur Genüge geantwortet: was soll ich mit den zweenen letzten anfangen?

Einer förmlichen Widerlegung ist ihr Projekt nicht würdig: aber einen scharfen Verweis verdienet die Keckheit, mit der sie Gott seine Gerichtsbarkeit einschränken, und ihm wenigere Gewalt über seine Geschöpfe, als einem Fürsten über die Bürger seines Staats zugestehen wollen.

Kann Gott, ungeachtet seiner unendlichen Güte, zulassen, daß die Menschen ihre Freyheit misbrauchen, und dabey sündigen, welches ich anderswo deutlich dargethan habe*; kann Gott vermöge seiner uneingeschränkten Herrschaft, einem jeden die Tage seiner Wanderschaft bestimmen, welches von sich selbst klar ist: so ist er auch nicht verbunden, die natürlichen Ursachen also

* Sieh das VIII. Stück.

einzuflechten, daß nie vor gethaner Buße der Sandseiger auslaufe, und der Tod den Gottlosen überrasche, mit schreckbarer Stimme zurufend:

Du bist in Ewigkeit verdammet, und verlassen;
Die Heiligkeit hast du, und ihr Geschöpf entehrt.
Es wird dich Finsterniß in Ewigkeit umfassen,
Und Schmerz, und Höllenquaal wird dir dafür beschert.

Haller.

Von

Von der

Gerechtigkeit Gottes.

Empfindlich, schreckbar, und bis in die spätesten Zeiten wirksam soll sie seyn, die Strafe, mit der ich die Häupter des Aufruhrs belegen will. So sprach der erzürnete Huimham ein morgenländischer König; nachdem er eine der gefährlichsten Empörungen in seinem Reiche glücklich gedämpfet hatte. In Stücke Zerhauen, Radbrechen, oder lebendig Verbrennen ist zu wenig, als daß damit meiner beleidigten Majestät sollte genuggethan werden.

Unter

Unter denen, die darüber von dem Monarchen um Rath gefraget wurden, befand sich von ohngefähr ein aufgeklärter, und witziger Kopf, ein Sonderling in seinen Meynungen, und deshalben, wie er sich schmeichelte, ein Lehrer der ganzen Nation.

Er bewies, oder bemühete sich zu beweisen, daß die innere Scheußlichkeit des Lasters, und die daraus entstehende Aengstigung des folternden Gewissens, die größte von allen erdenklichen Strafen sey.

Es lebe der König! rief er nach einer dreymaligen sehr tiefen Verbeugung aus. Mein Gutachten geht dahin: man solle die Rebellen dieser Strafe gänzlich überlassen, und sie hingegen von allen äußerlichen Peinen lossprechen, damit nicht etwa die Gränzen der Billigkeit überschritten würden.

So seltsam der Vorschlag schien: so ward er doch wider die Stimmen aller übrigen, von dem Könige gutgeheißen; und zu dessen Befolgung augenblicklich Befehl

fehl gegeben. Aber mit dem unglücklichsten Erfolge.

Die Aufrührer, die schon längst zu den Gewissensbissen verhärtet waren, spotteten darüber; sie fiengen das verderbliche Spiel aufs neue an, und trieben es so lange fort, bis einige von ihnen durch das Henkersbeil umkamen; andre auf ewig verbannet wurden.

Das ist die natürlichste Frucht des berüchtigten Satzes: das Laster sey seine eigne genugsame Strafe. Er öffnet den abscheulichsten Schandthaten die Thore, und wo er herrschet; da kann keine Republik der Menschen bestehen.

Auch von dem großen Staate Gottes läßt sich nicht anders denken. Und dennoch ist es ein Lieblingssatz der starken Geister. Was Wunder? Er dienet unvergleichlich, die ihnen so verhaßte Gerechtigkeit des höchsten Weltbeherrschers entweder gerade wegzuleugnen, oder doch dieselbe in so engen Schranken einzuschließen, daß

davon

davon nur ein eitler Schatten, der leere Name übrig bleibt.

Soll ich, spricht der bekannte marmontelische Held: soll ich mir meinen Gott, den ich mit tiefster Ehrfurcht anbethe, als einen unerbittlichen Richter, als einen unbarmherzigen Rächer der Beleidigungen, als einen grausamen Tyrannen vorstellen, dessen meiste, und angenehmste Beschäfftigung ist, seine Geschöpfe unglücklich machen? So mögen ihn jene aus den Sterblichen abmalen, die selbst dem Hochmuthe, dem Zorne, dem Neide, und andern anverwandten Lastern ergeben sind. Ich für meinen Theil, finde nichts an ihm, was nicht der Liebe, und Nachahmung würdig wäre. Irre ich: so ist doch mein Irrthum unschuldig; und er gefällt mir desto mehr, je mehr er in meinem Herzen das Liebsfeuer gegen den Schöpfer anfachet. Nur jene Religion kann die wahre seyn, die mir einen liebreichen, gutherzigen, und wohlthätigen Gott ankündiget.

Recht so, liebster Belisar! Dein Gott soll liebreich, er soll gütig seyn; auch der meinige: dein Gott soll kein grausamer Tyrann seyn; auch der meinige nicht: dein Gott soll vom Hasse, Neide, und andern bösen Leidenschaften unangefochten seyn; auch der meinige: dein Gott soll sich nicht über das Unglück seiner Geschöpfe erfreuen; auch der meinige nicht.

Aber merke wohl, ich bitte dich: die Gerechtigkeit steht so weit von der Grausamkeit; die billige Bestrafung von dem Hasse, oder Neide ab, als der Himmel von der Erde. Die Gerechtigkeit läßt sich gar wohl mit der Güte vereinigen: sie aber die liebenswürdigste Güte erstrecket sich nicht bis auf die unverzeihlichsten Ausschweifungen; sie kann sich nicht, so gegen die Bösen, wie gegen die Frommen verhalten; sie kann ihre unmittelbaren Wirkungen denen nicht zufliessen lassen, welche die scheußlichsten Laster nur für Kleinigkeiten, nur für nothwendige Folgen ihrer eingeschränkten natürlichen Fähigkeiten halten.

Nein!

Nein! dein Irrthum ist nicht unschuldig; er fachet nicht das Liebsfeuer gegen den Schöpfer: sondern gegen das Geschöpf an; die verderbten Neigungen des menschlichen Herzens, die viehischen Begierden, diese fachet er an.

Du hast also nicht Ursache, dir mit der Unschuld deines Irrthumes zu schmeicheln; wenn du anders die Stimme der Vernunft hören willst. Nur jene Religion kann die wahre seyn, die uns einen unendlich vollkommenen Gott, das ist, nicht allein einen liebreichen, gutherzigen, wohlthätigen: sondern auch einen gerechten Gott ankündiget.

Ich wüßte keinen Philosophen aufzubringen, der jemals die Gerechtigkeit aus der Zahl der Vollkommenheit ausgeschlossen hätte. Selbst die schönen Geister, wie sie wollen genennet werden, sind der Meynung nicht abhold; ausgenommen, wenn es um die Gerechtigkeit des höchsten Weltbeherrschers zu thun ist. Diesem wollen sie

nicht zugestehen, was sie doch von einem zeitlichen Regenten erfodern.

Nicht wahr, meine Herren! Sie loben den Fürsten, der Verordnungen, die dem Staate nützlich sind, ergehen läßt; der die gehorsamen Bürger belohnet, und die halsstärrigen zur Strafe zieht? Nun aber, heißt dieß nicht gerecht seyn?

So ist dann nach Ihrem eigenen Gutdünken die Gerechtigkeit lobwürdig. Und man will durch eine lange Reihe der Erfahrungen, welche mit einer langen Kette der Vernunftschlüsse unterstützet wird, beobachtet haben, daß dieses Prädikat nur dem Vollkommenen wahrhaft eigen sey.

Itzt werden wir wohl für gewiß annehmen dörfen, daß unter den unendlichen Vollkommenheiten, die das Wesen Gottes ausmachen, auch die Gerechtigkeit Platz findet. In Wahrheit, wenn wir Gott die Güte, und Weisheit nicht absprechen können, ohne uns der schrecklichsten Gotteslästerung schuldig zu machen: so sehe ich

nicht, wie wir an seiner Gerechtigkeit zweifeln sollen; denn der ächte Begriff von ihr entsteht gerade von den zusammengesellten Begriffen der zwoen ersten.

Die Gerechtigkeit ist nichts anders, als die Güte, in so weit sie nach der Vorschrift der Weisheit ausgeübet wird. Der gerechte Monarch will die Früchte seiner Güte alle Untergebne, das ist, den Staat insgesammt, und einen jeden einzelnen Bürger desselben insonderheit, genießen lassen. Hierzu wird Weisheit erfodert; denn wie leicht kann es sich eräugen, daß die Güte gegen Einzelne dem gemeinschaftlichen Wohl des Ganzen schädlich werde, und im Gegentheile?. Strafet er, zum Beyspiele, den Missethäter nicht, oder allzu gelinde, da er viel verschuldet: so wird daraus dem Staate; strafet er ihn schärfer, als er es verdienet: so wird daraus dem Gestraften Unrecht widerfahren. In beyden Fällen aber wird der Monarch wider seine Güte handeln; und von den Unter-

thanen

thanen für einen ungerechten Regenten ausgerufen werden. Damit also dieses nicht geschehe, muß er die Weisheit zu Rathe ziehen. Sie soll die Wirkungen der Güte bestimmen; und er ist gerecht, wenn er ihre Vorschrift befolget.

Mein Freund, bey dem ich mich öfter Rathes zu erholen pflege, glaubte: ich sollte meine Gegner geradezu dort angreifen, wo sie sich am meisten bloß geben. Zu dem Ende legte er mir den Brief eines französischen Freygeistes vor, den er unlängst in dem Schreibepulte seines Sohnes, nicht ohne Schauder, gefunden hatte. In der Uebersetzung lautet er beyläufig also.

Es wird mir berichtet, daß euch, mein Herr! die häßlichen Bilder, worunter man euch die Gerechtigkeit Gottes abmalet, in Furcht, und Angst versetzen. Das wäre doch schändlich. Habet ihr dann so geschwind von euern erhabenen Gesinnungen abgelassen? Ich vermuthe es doch nicht, und damit ich es auch in das Künftige

nicht zu vermuthen habe, will ich euch durch das Beyspiel des Herrn von * * * aufmuntern.

Wisset ihr, was er thut, wenn er von der Seite her angegriffen wird? Er ist stark verbollwerket; er hat viele Außenwerke, die überstiegen werden müssen, ehe man ihm an den Leib kömmt.

Anfangs leugnet er die Existenz eines göttlichen Gesetzes rund weg; und ohne das giebt es keine guten, oder bösen Handlungen. Ist er aus diesem Raveline hinauscanoniret: so weicht er in der schönsten Ordnung zurücke, und schließt sich in eine andre Schanze ein.

Sey es, saget er mit einem artigen Scherze: Sie scheinen so ziemlich ein göttliches Gesetz zu behaupten: darüber wollen wir uns eben nicht zanken; Sie sollen indessen Recht haben. Dieß ist doch gewiß, daß es dem höchsten Herrn wenig daran liegt, ob es von uns befolget werde, oder nicht. Durch die menschlichen Handlungen

gen kann ihm weder etwas zuwachsen, noch entgehen; er ist allzu erhaben, als daß er sich von verächtlichen Erdwürmern für beleidigt halten sollte. Er ist der gütigste Vater; er hat uns als schwache, und gebrechliche Geschöpfe gemacht; er weiß auch, daß es nicht mit dem Vorsatze, ihn zu beleidigen, geschieht, wenn wir unsern angebohrnen Trieben nachleben.

Freund! das ist eine Hauptschanze; sie hält lang das Feuer aus. Wird er aber auch daraus verjaget: so retiriret er sich in das Herz der Festung, und schreyt den nacheilenden Feinden mit einer spöttischen Miene, und lautem Hohngelächter zu: Was? Gerechtigkeit? eitler Schall! Ist vielleicht der Schöpfer seinen Geschöpfen etwas schuldig? Und ohne das kann er weder gerecht, noch ungerecht seyn. Noch eines: die Gerechtigkeit will gefürchtet seyn: Gott aber will geliebet werden. Furcht und Liebe reimen sich nicht wohl zusammen.

Verfängt endlich das alles nicht: so nimmt er ganz artig eine Prise Taback; eilet davon; und läßt die Thoren glauben, was sie wollen.

Sehet ihr, mein Herr! Also habet ihr den schwachen Geistern zu begegnen. Seyd standhaft. Euer Diener.

In der That, ein kurzer, aber saftiger Auszug aller der widersinnigen Aussprüche, die sonst in den Schriften dieser Herren nur zerstreuet vorkommen. Wir wollen darüber einige Anmerkungen machen.

Es giebt kein göttlich Gesetz in der Welt; das ist: der höchste Regent beherrschet den großen Weltstaat, und dessen Bürger ohne Gesetz, oder was eines ist, er beherrschet sie gar nicht.

Schön geschwatzet! In Wahrheit vernünftig denken ist das Werk dieser großen Geister nicht. Und der war recht daran, der neulich in einer ansehnlichen Gesellschaft behaupten wollte: es wäre nur när-

rischer Eigensinn, von ihnen noch ein wenig mehr, als Schönschwatzen zu fodern.

Ob eine Ordnung ohne Gesetz seyn könne? Ob in dem sichtbaren Weltbaue Ordnung sey? sind zwo Fragen, die in der Philosophie deutlich genug entschieden werden; und zwar mit solchen Gründen, die auch viele der Herren Gegner für überzeugend halten. Ja, einige von ihnen sind so sehr für die Ordnung der Natur eingenommen, daß sie so gar die Unveränderlichkeit derselben mit einer außerordentlichen Hitze verfechten, und von darum alle unmittelbaren Handlungen des Schöpfers, die wir, unphilosophischen Köpfe, Wunder nennen, schlechterdings aus der Welt verbannen.

Freylich, das betrifft meistentheils nur die physische Ordnung; und hier kömmt die moralische in Betrachtung. Aber von jener auf diese läßt sich leicht schließen.

So bald wir die physische Ordnung in die Welt einführen, müssen wir zugleich

gewisse allgemeinen Gesetze zulassen, nach denen sich, sowohl die Wirkungen der fühllosen, als auch die natürlichen, und nothwendigen Handlungen der fühlenden Geschöpfe richten; denn nur so, und nicht anders, kann die Ordnung entspringen.

Itzt sehe ich nicht, warum wir länger anstehen sollten, auch dergleichen Gesetze, als den Grund der moralischen Ordnung, für die freyen Handlungen der Menschen zuzugeben. Sind sie vielleicht unmöglich, oder dem vollkommensten Schöpfer unanständig? Das erste ist falsch, und das zweyte nicht wahr: und es einzusehen, ist kein Vergrößerungsglas nothwendig; weil das Gegentheil gerade aus den göttlichen Vollkommenheiten selbst fließt.

Unsre freyen Handlungen haben die besondre Eigenschaft, daß sie den moralischen Vollkommenheiten Gottes ähnlich, oder unähnlich seyn können. Rede ich vorsetzlich die Wahrheit: so ahme ich die unendliche Wahrhaftigkeit nach; lüge ich: so

so ist meine Rede derselben entgegengesetzet.

Kanns Gott gleichgültig seyn: ob ich eine Lüge, oder die Wahrheit sage?

So wenig, als es ihm gleichgültig ist, selbst lügenhaft zu seyn, oder nicht zu seyn.

Er liebet in sich seine gränzenlosen Vollkommenheiten, und nur dieselben liebet er; und nothwendig liebet er sie. Und das machet, daß er auch außer sich nur dasjenige liebet, was ihnen ähnlich ist, und das verabscheuet, was ihnen unähnlich ist; und beydes mit unumgänglicher Nothwendigkeit.

Sehen Sie da, meine Herren! die Quelle des moralischen Gesetzes. Die vollkommenste Liebe, und Hochschätzung seiner eignen Vollkommenheiten ist es; sie begehrt mit Recht von Gott, daß er durch ein förmliches Gesetz den vernünftigen Geschöpfen, gewisse freyen Handlungen wegen ihrer innerlichen, und wesentlichen

Beziehung auf eben diese Vollkommenheiten, gebiete oder verbiete.

Nun wohl! die Existenz des göttlichen Gesetzes ist unstreitig. Brauche ich mehr, einen vernünftig Denkenden zu überzeugen, daß die Uebertretung desselben eine Strafe: die Beobachtung eine Belohnung unfehlbar nach sich zieht?

Das Wesen des Gesetzes, und das Ansehen des Gesetzgebers fodert es. Ein Gesetz ohne Zwangsmittel ist ein schöner Körper ohne Leben; und ein Gesetzgeber ohne Willen oder Macht, jemals zu strafen, oder zu belohnen, gleicht einem Luftzeichen, das erscheint, schreckt, vergeht.

Wo Gott etwas gebietet, oder verbietet: da ist die Folge nothwendig, daß er auch die nach dem Gebote eingerichtete Lebensart gutheißt, und die entgegengesetzte verwirft. Und diese Billigung, oder Misbilligung kann nicht ein bloß theoretisches Urtheil des Verstandes: nein! eine wirksame Neigung des Willens muß sie seyn,

die

die in der That die Wirkung hervorbringt, das ist, die wirklich nach dem Verdienste strafet, oder belohnet. Geschieht es nicht: so fällt auf einmal das Wesen des Gesetzes, und das Ansehen des Gesetzgebers zu Boden. Ein Rath, ein Rathgeber mag es allenfalls seyn; kein Gesetz; kein Gesetzgeber.

Hieraus läßt sich leicht abnehmen, wie nahe zur Wahrheit der dreiste Ausspruch komme: daß Gott wenig daran gelegen ist, ob sein Gesetz von den Menschen befolget werde, oder nicht. Ich dächte, wir könnten den Vater fragen, der seine Kinder gegen alle Befehle widerspänstig erfährt.

Freylich durch unsere Handlungen, kann zu seinem vollkommensten Wesen nichts hinzugethan: noch etwas davon entzogen werden. Aber der Sterbliche, der sich seinem gebietenden Willen halsstärrig widersetzet, der entzieht ihm doch, so viels an ihm liegt, die äußerliche Glorie, die Aehnlichkeit der Handlung mit dem Vor-

bilde, den schuldigen Gehorsam. Er verachtet die gesetzgebende Macht; er verkennet den letzten Endzweck der Schöpfung, und aller geschaffenen Dinge; er störet die moralische Ordnung des Ganzen; und eben damit beleidiget er den erhabensten Schöpfer, den Beherrscher, den Gesetzgeber.

Die Erhabenheit wird hier von diesen Herren sehr übel angebracht; denn sie mildert die Beleidigung keinesweges: ja wenn wir die Sache beym Lichte betrachten, wird vielmehr diese von derselben vergrößert. Oder soll ich es etwann einem hartnäckigen Eigensinne zuschreiben, daß man insgemein die Beleidigung einer charakterisirten Person weit höher anzieht, als jene, die einem gemeinen Manne angethan wird? Dieser also durchgängig angenommenen Regel gemäß, wächst die Bosheit der Sünde gleichsam ins Unendliche, weil der Beleidigte unendlich ist.

Eben so wenig gilt der Vorwand: Ich bin schwach, und gebrechlich; nicht mit

dem Vorsatze Gott, den gütigsten Vater zu beleidigen, nein: nur den natürlichen Trieben nachzuleben, weiche ich itzt von dem Gesetze ab.

Genug, daß du die Handlung mit Freyheit, und Vorsatz ausübest, die ihrem Wesen nach mit der Beleidigung Gottes verknüpfet ist. Wer wird mich von der Schuld lossprechen, wenn ich, nicht zwar mit dem Vorsatze das Leben zu rauben: sondern nur einer aufwallenden Neigung genugzuthun, meinem Freunde den Dolch ins Herz stoße? Nein, Herr General! ruft dort ein Musquetier: ich will Sie nicht beleidigen; ich liebe Sie; ich ehre Sie als mein Oberhaupt. Aber diese Ordre nehme ich nicht an; ich werde sie nicht befolgen. Ich bin ein schwacher Mensch, und liebe mein Leben. Was geschieht? Der Herr General findet sich beleidiget; und der Musquetier wird arquebusiret.

Der ausdrückliche Vorsatz die höchste Majestät Gottes zu beleidigen, ist kein

noth=

nothwendiger Bestandtheil. Ohne ihn ist es eine förmliche Beleidigung Gottes, wenn man mit genugsamer Kenntniß, und freyen Willen sein Gebot übertritt. Die Ursache ist leicht einzusehen; und ich halte für gewiß, daß Sie dieselbe einsehen, und daß Sie es bekennen würden, wenn Sie aufrichtig seyn wollten.

Sie würden nämlich sagen: daß durch dergleichen Uebertretung ein natürliches, und wesentliches Recht Gottes verletzet wird; weil dadurch das Geschöpf dem Schöpfer vorgezogen; das endliche Gut mehr, als das unendliche geliebet; der letzte Endzweck der moralischen Handlung nicht in Gott, wo er seyn sollte: sondern außer ihm, in einem erschaffenen Dinge gesuchet, und also gleichsam ein anderer Gott ihm an die Seite gesetzet wird. Das soll keine Beleidigung seyn?

Aber unsre Schwachheit? unsre Gebrechlichkeit?

Ich rede nicht von dem Falle, wo wir nicht können: sondern wo wir nicht wollen,

dem Gesetze nachkommen. Und wann können wir nicht?

Aber der gütigste Vater?

Er kömmt mit seinen Gnaden unsrer Schwachheit zu Hilfe; er liebet die gehorsamen, und strafet die widerspänstigen Söhne; er theilet die Wirkungen seiner Güte nach der Vorschrift der Weisheit unter seine Kinder aus, und deswegen ist er der gütigste, und zugleich auch der gerechteste Vater.

Ich komme wieder auf die göttliche Gerechtigkeit zurücke. Diese soll nur ein eitler Name, ein Schallwort seyn. So denken Sie, meine Herren! oder vielmehr so beliebt es Ihnen zu sprechen, ohne viel dabey zu denken.

Und warum?

Weil der Schöpfer dem Geschöpfe nichts schuldig seyn kann.

Ich besorge, die Ursache ist nicht hinlänglich.

Eine gewisse Verbindlichkeit gehöret zwar allerdings zum Begriffe der Gerechtigkeit; aber muß sie eben außer dem gerechten Wesen irgendwo gegründet seyn? Der Schöpfer ist freylich seinen Geschöpfen nichts schuldig; aber ist er nicht sich selbst, und seinen unendlichen Vollkommenheiten schuldig, daß er seine Ehre schütze; sein Recht behaupte; das gemeinschaftliche Wohl des Ganzen besorge; die Geschöpfe nach ihren natürlichen Foderungen zu dem allgemeinen Zwecke regiere? Und würde es geschehen, wenn alle Uebelthaten unbestraft blieben? wenn die Frommen und Bösen ein gleiches Schicksal zu erwarten hätten?

Das ist fürchterlich! Sey es. Die Wahrheit höret nicht auf Wahrheit zu seyn, weil sie misfällt. Es giebt nicht nur süße, und reizende: auch bittere, und schreckbare Wahrheiten giebt es. Und gleichwie in dem Reiche der Wahrheiten keine Uneinigkeit, kein Widerspruch Statt hat: so läßt sich

auch

auch die Furcht mit der Liebe gar schön vereinbaren.

Ich verstehe nicht eine knechtische Furcht, die nur den niederträchtigsten Gemüthern eigen ist, welche nicht ehe die Hand ans Werk legen, als die Stockschläge wirklich im Anzuge sind. Nein! auf die Art will der gerechte Gott nicht gefürchtet seyn.

Bey aller seiner Gerechtigkeit, bleibt er dennoch der liebreichste Vater; und wir seine Söhne.

Sind wir wohl gezogen: so werden wir auch unsre Pflicht in Acht zu nehmen wissen. Wir werden ihn vom Herzen lieben: aber auch immer in demselben eine kindliche Furcht ernähren. Wir werden aus reinster Liebe dem väterlichen Willen genau, bis auf ein Pünktchen genau, nachleben: aber auch von Zeit zu Zeit, einen Blick auf die schrecklichsten Strafen werfen, die von seiner Gerechtigkeit den übelgearteten Kindern angedrohet werden.

Dieß Medicament wollte ich Ihnen aufs Beßte empfohlen haben. Es thut besonders gute Wirkung wider die Anfälle eines gewissen Stutzerfiebers, das zuletzt in die Religionsspötterey ausbricht.

Theoretische Vernunftschlüsse, Herr Autor! vermögen nichts wider das klare Zeugniß der Erfahrung. Diese ist der kürzeste, und sicherste Weg zur Wahrheit; und diese widerspricht gerade ihren weitläuftigen Beweisen, die Sie sich bisher die Mühe gegeben haben, für die strenge Gerechtigkeit Gottes an den Tag zu bringen.

Gewiß aus dem gewöhnlichen Laufe der Natur ist sattsam bekannt, daß die menschlichen Handlungen Gott ziemlich gleichgültig sind; indem die Gottlosen eben so gut, als die Frommen: ja gemeiniglich besser, an den Gütern dieser Welt Theil nehmen.

Wann werden doch die Herren recht schließen lernen! O daß irgendwo ein philoso-

losophischer Richter aufstünde, der zur Ehre der Weltweisheit, diejenigen brandmarkete, die so muthwillig die ersten Grundsätze der Vernunftlehre aus der Acht lassen!

Die Erfahrung, die man mir vorwirft, ist nicht durchaus wahr; und wo sie wahr ist, führet sie zu andern Schlüssen.

Es giebt Fälle, wo das physische Gute, und Böse für die Belohnung der Tugend, und für die Strafe des Lasters, müssen angesehen werden; besonders das, was aus einer moralisch guten, oder bösen Handlung natürlicher Weise hervorquillt. Die natürliche Verknüpfung steht nicht entgegen; denn eben dieselbe hat der weiseste Urheber der Natur aus der Absicht angeordnet. Wenn der Körper mit Speise, und Trank überladen wird: geht die Gesundheit zu Grunde. Dieß ist eine natürliche Wirkung: aber nichts destoweniger die angemessenste Strafe, mit der die Unmäßigkeit, nach dem weislichst eingerichteten Plane der Schöpfung beleget wird.

Der Satz ist fruchtbar, und seine Anwendung auf tausenderley Begebenheiten sehr leicht. Ich wünschete, daß diejenigen davon einen Gebrauch macheten, welche die natürlichen Wirkungen eben darum, weil sie natürlich sind, für nichts achten; da sie doch, wenn sie Philosophen seyn wollten, in allen denselben, und im ganzen Laufe der Natur, die belohnende, oder bestrafende Hand des weisesten, gütigsten, und gerechtesten Schöpfers erkennen, und mit Ehrfurcht, und Dankbarkeit küßen sollten.

Ob diese bloß natürlichen Belohnungen, und Strafen, für sich alleine, zureichend seyn, dem Gesetze solch ein Ansehen zu verschaffen, als es die anbethenswürdigste Majestät des Gesetzgebers erfodert: ist eine andre Frage; und ich trage kein Bedenken, dieselbe mit Nein zu beantworten.

Will, und kann Gott den Zweck der Schöpfung erreichen, vollkommen erreichen;

und beydes ist außer Zweifel: so ist nöthig, daß er solche Belohnungen, und Strafen bestimme, welche an und für sich vermögend sind, alle Menschen, zu allen Zeiten, in allen Umständen, ungeachtet der anziehendsten Reizungen der Wollüste, der heftigsten Wuth der tobenden Leidenschaften, und der größten Schwierigkeiten, die auf dem Wege der Tugend öfters aufstoßen: auch unsre angebohrne Schwachheit, und Neigung zum Uebel miteingerechnet, zur immerwährenden, und genausten Vollstreckung des natürlichen Gesetzes anzutreiben; wohl verstanden, daß dabey die güldne Freyheit keinen Abbruch leide.

Daß wir so eine mächtige Kraft den obbesagten natürlichen Belohnungen, und Strafen nicht zutrauen dürfen, ist mehr als gewiß. Die nicht selten unterdrückte Tugend, und das gekrönte Laster sind davon die unwidersprechlichsten Zeugnisse; zu geschweigen, daß die Beobachtung des Gesetzes oftmal, die schwersten Opfer der

Glücksgüter, des guten Namens, ja des Lebens selbst fodert.

Darauf doch, dürfen unsre Herren Gegner nicht stolz thun. Sie gewinnen nichts dabey, wie sie sich vielleicht schmeicheln: man will vielmehr vorhinein wissen, daß sie viel verlieren.

In der That, was würden sie entgegenzusetzen haben, wenn jemand mit der Schlußrede aufgezogen käme: Mit der Erfüllung oder Uebertretung des natürlichen Gesetzes, sind hinlängliche Belohnungen oder Strafen verknüpfet; nun sind diese, wie die Erfahrung lehret, in dem gegenwärtigen Leben nicht anzutreffen: also müssen wir sie über das Ziel desselben hinaussetzen, und in der Zukunft erwarten? Die Vordersätze sind bisher, wie ich dafürhalte, bis zur Ueberzeugung erwiesen; und der Schlußsatz ist kunstmäßig gefolgert.

Ja! die völlig zureichenden Belohnungen, und Strafen sind von dem weisesten,

und gerechtesten Weltbeherrscher nur für das zukünftige Leben vorbehalten. Nur der Tod giebt unsern Verdiensten die nöthige Reife; nur durch ihn wird die große Pforte der Ewigkeit aufgethan. Und ewig müssen sie dauern, die Belohnungen und Strafen, wenn sie den kräftigen Einfluß, wie er kurz zuvor beschrieben worden, auf die menschlichen Handlungen haben sollen.

Ich spanne die Saiten nicht zu hoch. Das gewöhnliche Betragen sehr vieler Rechtgläubigen rechtfertiget meinen Satz. Ueberzeuget, wenigstens durch die Offenbarung von der ewigen Dauer der Peinen, lassen sie sich dennoch durch die geringste Beschwerlichkeit von dem Wege der göttlichen Gebote abführen; oder treten wohl selbst, einer augenblicklichen Wollust wegen, vorsetzlich davon ab: was würde erst zu fürchten seyn, wenn sie versichert wären, daß sich die Strafen des andern Lebens, nur auf eine bestimmte Zeit erstrecken, und der Uebergang zu einer beständigen

Glückseligkeit, oder auch zum Nichtseyn, nicht ganz unmöglich sey; damals insonderheit, wenn sich größere Schwierigkeiten in der Beobachtung des Gesetzes äußern?

Werden wir aber die ewige Dauer der Strafen mit der vollkommensten Gerechtigkeit vereinbaren können? Wo werden wir das erfoderte Ebenmaaß zwischen dem Verbrechen, und der Strafe aufbringen?

Weg mit der Sorge, meine Herren! Sie pflegen doch sonst in der Vertheidigung der Vollkommenheiten des höchsten Wesens, nicht die eifrigsten zu seyn: warum wollen Sie sich um das bekümmern?

Und gesetzt, wir könnten es nicht werkstellig machen: wäre darum der Handel verlohren? Ich weiß nicht, wie sich meine Hand itzt, da ich es niederschreibe, so genau nach dem Winke meines Willens beweget: bin ich deswegen von meinem Wollen, von der Bewegung meiner Hand, und von der Uebereinstimmung der Bewegung

mit

mit dem Willen weniger überzeuget? Aufrichtig von der Sache zu reden, wir sind kurzsichtig; und darum sehen wir nicht alles: aber nichts destoweniger sehen wir recht, was wir sehen.

Und so sehen wir auf einer Seite die Gerechtigkeit Gottes: auf der andern die Nothwendigkeit einer ewigen Strafe zur weisen, und zweckmäßigen Regierung der vernünftigen, und freyen Geschöpfe. Ja wir sehen noch mehr: wir sehen in einer jedweden freywilligen Uebertretung des natürlichen Gesetzes, etwas unendliches; weil dadurch das unendliche Wesen von verächtlichen Erdwürmern beleidiget wird. Und wir sollten doch, dächte ich, auch sehen, daß nur eine gewissermaaßen unendliche Strafe dem gleichfalls gewissermaaßen unendlichen Verbrechen angemessen ist.

Das ist genug, das Ebenmaaß zwischen der Sünde, und der ewigdauernden Strafe, unserm blöden Verstande in etwas

begreiflich zu machen. Denn weil es unmöglich ist, den innerlichen Eigenschaften der Strafe die Unendlichkeit zuzueignen, und von ihrem Wesen selbst die Schranken wegzurücken: so muß die Dauer derselben gränzenlos, das ist, ewig seyn.

Wenn wir über das noch von andern Seiten die Sünde betrachten wollen: werden sich auch noch andre Gründe darstellen, womit die Gerechtigkeit des höchsten Richters, in der Bestimmung der ewigen Strafen gerechtfertiget, und der anscheinende Widerspruch, wenn doch einer ist, gehoben wird.

Wenn doch einer ist, sage ich. Ich zweifle von darum: weil ihn so viel heidnische Philosophen und Poeten nicht bemerkten. Denn in der That, die meisten von ihnen, wie sie ein zukünftiges Leben, und in demselben gewisse Belohnungen, und Strafen zuließen: so lehreten sie auch die ewige Dauer derselben.

Die Sünde zerstöret die moralische Ordnung, für deren Erhaltung die höchste Gerechtigkeit unaufhörlich wachet. Die Wiederherstellung derselben muß geschehen, und entweder vermittelst der Zurückrufung oder der Strafe muß sie geschehen. Giebt es ein drittes?

Nein.

Itzt wehlen Sie, meine Herren! Die Wahl ist leicht; und bey reiferer Ueberlegung, fällt sie gewiß auf das zweyte; denn mit dem gegenwärtigen Leben verfließt die Zeit der Zurückrufung. Auf die Strafe also kömmt es an; ihr liegt es ob, die zerrüttete Ordnung herzustellen. Läßt es sich aber in einer beschränkten Zeit zu Stande bringen?

Nein.

So lange muß die Strafe auf dem Nacken liegen, als der Wille der rebellischen Creatur unbeweglich, boshaft, aufrührisch bleibt; und das bleibt er immer:

so lange muß sie ihn mit ihrer ganzen Last niederdrücken, als er sich gegen den Schöpfer, und die von ihm bestimmte Ordnung empöret; und das thut er immer. Verlangen, daß Gott in diesen Umständen, den Sünder zu strafen aufhöre, heißt die moralische Unordnung der Ordnung vorziehen; heißt der unendlichen Gerechtigkeit ein gewisses Maaß vorschreiben, und ihr Schranken setzen wollen.

Die Sünde entreißt Gott ein Vorrecht, das ihm als dem vollkommensten Wesen, als dem Schöpfer, allein eigen seyn kann; und überträgt es auf das Geschöpf.

Wie so? Fraget man.

Wer die Sünde begeht, wendet sich muthwilliger Weise von Gott zu einem erschaffenen Dinge. Das ist nun sein Gott, den er anbethet; dem er sich, und seine Handlung weihet; in dem er den letzten Zweck seines Daseyns, und seine endliche Glückseligkeit setzet.

Ist es sodann unbillig, daß er auf ewig seines letzten Zweckes, zur Strafe verlustig wird? Die natürliche Billigkeit heischet es vielmehr, daß man denjenigen von dem Besitze eines Gutes verstoße, der es gemißhandelt hat; weil er sich eben dadurch desselben unwürdig gemachet hat.

Auf diese Billigkeit stützen sich die bürgerlichen Rechte, da sie die Strafe des lebenslangen Gefängnisses, oder des Elendes, oder des Todes, auf gewisse auch fast augenblickliche Missethaten, die dem gemeinschaftlichen Wohl zuwider sind, setzen; um dadurch den Verbrecher auf ewig aus der Gemeine der Bürger, gegen die er sich schwer verstoßen hat, auszuschliessen.

Und mir scheint, man könne sagen: daß sich das ganze gegenwärtige Leben eines Menschen zu der Gemeine der Bürger eines Staates, also verhalte, wie die ganze Ewigkeit zu der Gesellschaft der seligen Himmelsbürger, die schon ihren Zweck erreichet,

reichet, und sich über dessen Genuß unaufhörlich erfreuen.

Die Sünde verräth ein gänzlich verderbtes Herz, und einen unwiderstehlichen Hang zu dem vergänglichen Gute, das der Sünder, wie gesaget, damals für seinen letzten Endzweck ansieht. Er trüge kein Bedenken, alsbald auf den Besitz des höchsten Gutes für immer Verzicht zu thun, wenn es möglich wäre, dasjenige ewig zu genießen.

Zuweilen vielleicht: aber nicht allemal.

Allemal. Denn mein Ausspruch betrifft den Willen, der zwar heimlich; aber wesentlich mit der Uebelthat verknüpfet ist, und sich durch dieselbe äußert.

Wer sich freywillig in die Grube stürzet, aus der er nicht mehr durch eigene Kräfte, ohne Beyhilfe fremder Hände herauskommen

men kann: der bezeiget mit der That den Willen, lebenslang darinnen zu bleiben.

Das ist das Bild des Sünders. Wissentlich, und freywillig wirft er sich in einen Abgrund, den er mit eigenen Kräften nimmermehr übersteigen kann. Keine erschaffene Macht: nur die unendliche Güte kann ihm heraushelfen. So viels also an ihm liegt, will er in dem Sündenstande ewig verharren.

Und der Wille, der so stark an dem bösen Gegenstande geheftete Wille ist dem Allwissenden nicht unbekannt; er vertritt die Stelle einer ewigdauernden Handlung, weil er auf den ewigen Genuß des irdischen Gutes abzielet. Nun machet sich der Schluß von sich selbst.

Eine ewigdauernde böse Handlung würde ganz billig mit einer ewigen Strafe beleget

leget werden: so ist es dann auch nicht ungerecht, daß der gleichviel geltende Wille auf gleiche Art gestrafet wird.

Sehen Sie, meine Herren! von welchen Seiten Sie die freywillige Uebertretung des Gesetzes, das der Urheber der Natur in unsre Herzen eingepräget hat, zu betrachten haben.

Setzen Sie noch hinzu, daß seine Vollkommenheiten, alle gleich groß, alle gleich unendlich sind; und daß die Güte weit grösser, weit unendlicher seyn würde, als die Gerechtigkeit, wenn diese das Böse nur zeitlich strafete, da jene das Gute ewig belohnet.

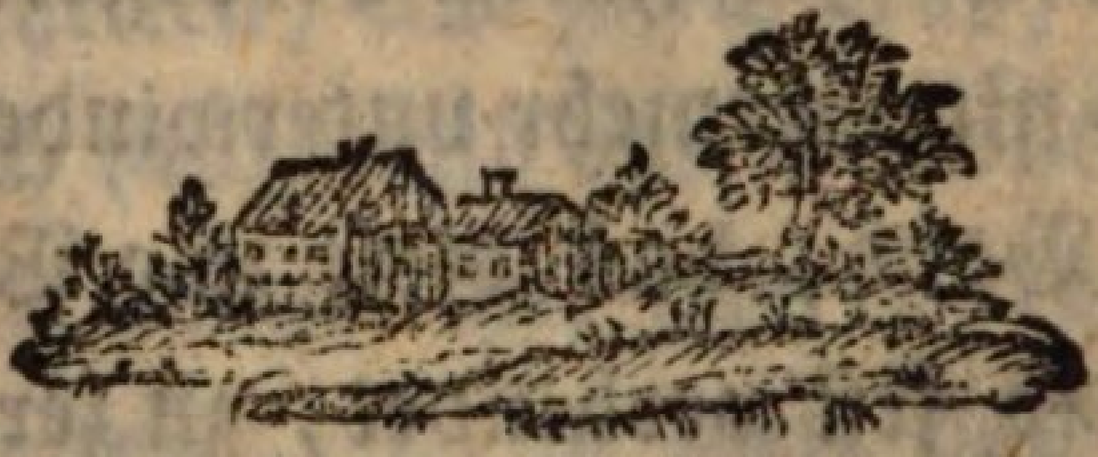
Und nachdem Sie es werden gethan haben: überlassen Sie sich diesen Betrachtungen, oft, und wenigstens mit der Aufmerksamkeit, mit der Sie ihre häuslichen Geschäffte, wenn sie wichtiger sind, besorgen. Es verlohnet sich der Mühe; denn

es ist nicht um ein Landgut, um eine Ehrenstelle, um Reichthümer, um den guten Namen, um die Gnade des Fürsten, um dieses Leben: um nichts weniger, als um die Ewigkeit, um die ewige Glückseligkeit ist es zu thun.

Folgen Sie meinem Rathe; so verspreche ich mir gewiß: Sie werden ihre Gesinnungen ändern; Sie werden ihre Begriffe von der Güte, und Gerechtigkeit des höchsten Weltbeherrschers verbessern; Sie werden sich nimmermehr unterwinden, das natürliche Band, das diese zwo Vollkommenheiten so fest verbindet, zu zerreißen; Sie werden in das Künftige, den Titussen, Trajanen, Antoninen nicht den kleinsten Platz in der Gesellschaft der Ewigseligen einräumen; weil es doch weltbekannt ist, daß sie sich, bey aller ihrer Menschenliebe, mit den abscheulichsten Lastern, die mit der Natur, und Vernunft streiten, entehret haben.

Nun wehle, was du willst, was gut sey, oder
böse.
Es steht dir beydes frey: Gott lässet es ge-
schehn.
Glaub' aber nicht, daß er dich aus der Quaal
erlöse;
Wenn du die Sündenbahn, den Höllenweg
wirst gehn.

Haller.



Von

Von der
Vorsehung Gottes.

Wenn ich meine hochgeschätzten Leser von der Vorsehung Gottes, nach der philosophischen, oder wie es den witzigern Köpfen zu sprechen beliebt, nach der trocknen Lehrart, überzeugen wollte: würde ich zuerst die metaphysische Erklärung derselben vorbringen; dann sie sorgfältig, und genau zergliedern, und die Bestandtheile auseinander setzen; endlich einen jeden insonderheit, nach Würde behandeln.

Ich würde nämlich sagen: die Vorsehung, in ihrem ganzen Umfange betrachtet, sey nichts anders, als die Sorge, welche Gott für das ganze Weltgebäude, und für alle Theile desselben, große und kleine unaufhörlich trägt. Die Bestandtheile dieser Sorge, seyn die Erschaffung, und Erhaltung aller Wesen; die Mitwirkung mit allen ihren Handlungen; und die Beherrschung der Wesen sowohl, als der Handlungen.

Und vielleicht zum Ueberflusse, würde ich den Satz mit dem Beyspiele eines für seine Kinder sorgfältigen Vaters erläutern. Denn jenem Vater leget man diesen Lobspruch billig bey, der die von sich Erzeugten, mit nothwendigen Nahrungsmitteln bey dem Leben erhält; der durch Unterricht, Ermahnungen, Räthe, Befehle, mit ihren Handlungen mitwirket; der über sie, und ihre Handlungen, mit väterlicher Liebe, und Macht herrschet.

Ich würde ferner —

Aber

Aber ich bin schon wirklich so weit vorgerücket, daß es eben so gut gethan seyn wird, alles das, was ich vorausgesetzet habe, gelten zu lassen; und von hieraus in der Ausarbeitung des gegenwärtigen Stoffes fortzuschreiten.

Was ist das Erschaffen? Ist die Welt erschaffen? Von wem ist sie erschaffen? Welche Macht wird erfodert, etwas zu erschaffen?

Diese, und noch mehr andre Fragen setzte Philaleth dem Menander, der über die Zusammenhäufung fast unwillig wurde; und deswegen sich anfangs zu antworten weigerte. Bald aber besann er sich anders. Wir wollen beyde reden hören.

Du wirst bemerket haben, liebster Philaleth! Aus den Dingen, von denen du klare Begriffe hast, haben einige das wirkliche Daseyn; andre nicht: sie haben nur das mögliche; noch andre gehen von dem bloß möglichen zum wirklichen über; oder wohl auch umgekehret.

Phil. Allerdings. Meine Taschenuhr, die mir so getreu jede Minute anzeiget, hat das wirkliche Daseyn. Die Uhr, deren Theile, obwohl schon ausgearbeitet, noch in der Werkstatt des Künstlers zerstreuet herumliegen, hat es nicht: sie bekömmt es aber, wenn dieselben Theile durch die geschickte Hand des Meisters zusammengesetzet, und regelmäßig verbunden werden. Und wenn ich diese Verbindung bey meiner Uhr auflösete: so würde ihr wirkliches Daseyn in das bloß mögliche verändert werden. Nicht?

Vollkommen begreifst du meinen Sinn, rief Menander. Wir wollen indessen, sprach er weiter: den Uebergang von dem bloß möglichen zu dem wirklichen Daseyn den Ursprung nennen. Ein Ding also entspringt, da es aus dem bloß Möglichen ein Wirkliches wird.

Phil. Kürze halber mag es hingehen.

Men. Der Ursprung geschieht entweder aus Etwas, oder aus Nichts. Giebt es ein Drittes?

Phil.

Phil. Freylich nicht; weil das Etwas dem Nichts widerspricht. Bey allem dem begreife ich doch nicht recht, was du sagen willst.

Men. Höre also. Deine Uhr entsteht aus der zusammensetzung der Theile; und das heiße ich aus Etwas entspringen. Denn in der That, die Theile sind doch immer Etwas; und so kann man behaupten, daß die Uhr, nicht zwar an und für sich, wohl aber in ihren Theilen, auch vor ihrem Ursprunge wirklich vorhanden gewesen. Wenn aber ein Ding, weder an und für sich; noch seinen Theilen, oder dem Stoffe nach, zuvor dagewesen ist: so entspringt es aus Nichts; wie es einem jeden einfachen Dinge, das zufälliger Weise existiret, wiederfahren ist. Ist das deutlich genug?

Phil. Genug: ich mag es nicht leugnen.

Men. Diese zwo, obschon ungleiche, Arten des Ursprunges, kommen in dem überein; daß sie Wirkungen sind eines

handelnden Dinges, das von dem Entspringenden wesentlich unterschieden ist. Nicht?

Phil. Ohne Zweifel; denn sonst müßte ein Ding sich selbst hervorbringen können; und das ist ungereimt.

Men. Der Ursprung eines Dinges also, setzet allemal eine Handlung zum voraus.

Phil. Gewiß.

Men. Die Handlung, die den Ursprung aus nichts wirket, nennen wir Erschaffung. Und nur das wird im eigentlichen Verstande erschaffen, was aus Nichts entsteht.

Phil. So kann ich dann nicht sagen: meine Uhr ist erschaffen. Nein! Sie ist nur aus der Zusammenfügung der Theile entstanden. Aber — gehöret nicht auch, die Welt in die Classe der Zusammengesetzten? Wie läßt sich also mit Wahrheit, die Erschaffung der Welt behaupten?

Men.

Men. Das wollte ich eben erklären: du bist allzu voreilig. Wenn von dem Ursprunge der Welt die Rede ist: mögen wir nicht bey der Zusammensetzung der Theile stehen bleiben. Von den Theilen selbst fraget es sich: woher sie sind? Und so wir die Theile wieder für zusammengesetzte Dinge annehmen: wird die Frage so lange zurücke kommen, bis wir endlich auf einfache, und untheilbare Wesen, welchen man den Namen der Atomen, oder Monaden, oder Einheiten, oder Elemente, oder sonst irgend einen, nach Belieben, geben kann, aufstoßen. Und von diesen Atomen soll es wahrscheinlich seyn, daß sie erschaffen sind.

Phil. Nur wahrscheinlich? nicht gewiß?

Men. Auch die Philosophen pflegen manchmal weniger zu sagen, und mehr dabey zu verstehen zu geben. Es ist gewiß.

Phil. Kannst du mich dessen überzeugen?

Men. Gar leicht. Haben die Atomen einen Ursprung, oder nicht? Wehle was dir gefällt: der dritte Fall ist unmöglich.

Phil. Wir wollen beyde untersuchen.

Men. Gut! Lasset uns am ersten den Ursprung leugnen. Aber Himmel! Welche albere Folgen; welche Ungereimtheiten; welche Widersprüche stellen sich auf einmal dar! Sind die Atomen ohne Ursprung: so sind sie selbständige Dinge, die ihr Daseyn niemanden, als ihrem eigenen Wesen zu verdanken haben; sie sind unumgänglich nothwendige, und was aus der Selbständigkeit, und Nothwendigkeit fließt*, schlechterdings unwandelbare, uneudlich vollkommene Dinge; und folglich sind sie allwissend, allmächtig, allgegenwärtig; sie sind — —

Phil. Genug, genug, theuerster Freund! Dergleichen Ungereimtheiten mögen die Gottesleugner verdauen; mein Magen ist für sie zu schwach. Ich untersuche hier nur, auf welche Art die Welt zur Existenz gekom-

* Sieh das IV. Stück.

gekommen sey. Ihre Zufälligkeit, mit dem Daseyn Gottes, setze ich schon voraus.

Men. Ist es so? Warum nahmst du dann die Wahl nicht an, die ich dir zuvor anbot? Warum räumtest du mir, nicht stracks ein, daß die Atomen einmal entsprungen sind? Ich denke, du wolltest mir nicht so geschwind gewonnen Spiel geben; denn gewonnen habe ich gewiß, so bald du mir das zugestehst.

Phil. Laß sehen.

Men. Die Atomen sind einmal entsprungen: das bekennest du. Wohl! Auf was für Art sind sie entsprungen? Ist der Ursprung aus Etwas, oder aus Nichts gewesen? Gewonnen habe ich, wenn das letzte gilt: und es gilt gewiß; denn das erste ist offenbar falsch.

Phil. Ist der Ausspruch sattsam überdacht?

Men. O ja! So bald wir die Atomen, als einfache Dinge, aus Etwas entspringen

gen lassen: liegts uns ob zu bestimmen, ob jenes Etwas zusammengesetzt, oder einfach sey. Und dieß übersteigt die Gränzen des Möglichen.

Phil. Warum nicht zusammengesetzet?

Men. Lieber! Was zusammengesetzet ist, wird nicht verändert, als durch die Uebersetzung, oder Trennung der alten, oder Hinzuthuung neuer Theile. Wo wirst du da, den Ursprung des Einfachen finden.

Phil. Also sey es einfach, aus dem die Atomen entsprungen sind.

Men. Noch viel weniger. Es sey dann: du wolltest von dem Einfachen ein Stückchen abzwacken, um daraus ein anders zu bilden. Aber zu deinem Unglücke, ist das Einfache untheilbar.

Phil. Beynahe verrennest du mir alle Ausflüchte. Nur noch ein Schlupfwinkel ist übrig, den du übersehen zu haben scheinst: ich aber nie aus den Augen gelassen habe.

Weißt

Weißt du auch, daß viele von den ältesten, und neuesten Weltweisen, die unendliche Theilbarkeit der Materie, mit großer Hitze verfechten, und deine einfachen Atomen bitter verlachen. In der Hypothese, fallen alle deine Beweise zu Boden; weil sie sich, nur auf die Einfachheit der Grundtheile stützen.

Men. Sie ist mir nicht unbekannt, diese irrige Meynung; und ich will ein andersmal davon reden. Hier machet sie der Wahrheit keinen Eintrag. Meine Beweise zielen freylich unmittelbar auf die einfachen Grundtheile ab; sie lassen sich dennoch auf die zusammengesetzte, und theilbare Materie leicht anwenden. Ich darf nur fragen: woher ist sie entsprungen? Und man wird mir antworten müssen: aus Nichts; wenn man nicht eine unendliche Reihe solcher Materien zusammendichten wollte; wovon es doch keinem dieser Philosophen jemal geträumet hat.

Phil. Du hast gesieget, liebster Menander! Erlaube mir nur noch eine Frage.

ge. Von wem soll ich die Erschaffung der Welt herholen?

Men. Von wem andern, als von Gott? Die Kraft etwas zu erschaffen, ist alleine in dem nothwendigen, in dem unendlichen Wesen anzutreffen. Mit den Eigenschaften des Zufälligen, des Endlichen verträgt sie sich nicht.

Phil. Davon möchte ich einen kurzen; aber starken Beweis hören.

Men. Der kürzeste, und stärkste Beweis besteht in dem: Die besagte Kraft ist der völlig zureichende Grund des wirklichen Daseyns der zufälligen Dinge; sie ist eine uneingeschränkte Kraft. Suche den völlig zureichenden Grund des Daseyns in dem Zufälligen selbst, und die uneingeschränkte Kraft in dem Eingeschränkten: nicht wahr, du wirst vergebens suchen?

Phil. Vergebens, allem Ansehen nach. So lange ich mich unter den zufälligen Wesen aufhalte; kann ich immer vernünftig fragen: von wem ist das hervorgebracht wor-

worden? Und so lange, als die Frage mit Vernunft gethan werden kann: habe ich mich nicht bis zu dem Sitze des völlig zureichenden Grundes vorgedrungen. Was ist also zu machen? Ich muß meine Gedanken über alle zufälligen Dinge, bis zu dem Throne des nothwendigen Wesens emporschwingen. Da werde ich den zureichendsten Grund seines eigenen, und aller übrigen Dinge Daseyns antreffen. Waren nicht diese deine Gedanken?

Men. Richtig. Diese, und keine andern.

Phil. Aber daß die Erschäffungskraft auch uneingeschränket seyn soll, wie du sagest: das sehe ich so gut nicht ein.

Men. Bald wirst du es einsehen. Sage mir, die Kraft, welche vermögend ist, allen bloß möglichen, obwohl der Zahl nach unendlichen Dingen, die wirkliche Existenz zu geben, die Kraft, ist sie eingeschränket, oder nicht?

Phil. Keinesweges.

Men.

Men. Findet sich mehr Mühe, oder Schwierigkeit in der Erschaffung eines bloß möglichen Dinges, als des andern?

Phil. Nein. Denn was bloß möglich ist, mag weder zu seiner Hervorbringung etwas beytragen; noch etwas derselben entgegensetzen. Es ist, an und für sich betrachtet, gegen die Erschaffung, oder Nichterschaffung völlig gleichgültig.

Men. Merke auf deine Worte wohl auf. Du eilest mit großen Schritten auf meine Seite zu. Diese Gleichgültigkeit ist der unumstößlichste Beweis, daß die Kraft, die ein Ding zu erschaffen vermag, schon von darum zureichend ist, alle möglichen Dinge zu erschaffen; und daß also die Erschaffungskraft

Uneingeschränket ist, rief Philaleth lächelnd aus. Ja! es ist unstreitig.

So hat uns Menander auf ächte, und deutliche Begriffe von dem Ursprunge der Welt, von der Erschaffung, und von dem Erschaf-

Erschaffer selbst geführet. O! wäre doch ein anderer Menander da, der uns eben dieses, in Absicht auf die Erhaltung der zufälligen Wesen, aus deren Verknüpfung dieses Weltall entsteht, zuwegebrächte!

Es giebt Weltweise, die behaupten wollen, daß das einmal erschaffene Ding, in der Fortsetzung seines Daseyns, nicht mehr von der allmächtigen Hand des Schöpfers abhange. Aber gewiß, der Satz gereichet weder ihnen, noch dem Schöpfer zur Ehre; und bey reiferer Untersuchung kömmt seine Ungereimtheit an Tag.

Es ist wahr: es fehlet ihnen nicht an Gründen. Aber Scheingründe sind es, die die Probe nicht halten. Eine Uhr sagen sie, eine Bildsäule; ja ein jedes Kunststück behält das Daseyn, womit es von dem Künstler beschenket worden, ohne ferneres Zuthun desselben: und das Gegentheil würde ein offenbares Zeugniß der Unwissenheit, oder des Unvermögens, oder der Trägheit, oder aller dieser Mängel zu-

gleich, wider den Künstler geben. Nun aber, setzen sie hinzu: sollen wir von den Kunststücken des Allmächtigen anders urtheilen? oder können wir, ohne Erbeben, ihm die Macht ableugnen, die wir doch schwachen, und eingeschränkten Menschen zuerkennen müssen?

Wie glänzend! aber auch wie falsch! Ich will mir die möglichste Mühe geben, den Herren, die Nichtigkeit dieses Einwurfs vor die Augen zu legen: nur den Hauptsatz will ich zuvor in das gehörige Licht stellen.

Die Fortdauer des Daseyns ist so wenig in dem Wesen des zufälligen Dinges gegründet, als das Daseyn selbst. Gleichwie das zufällige Ding, vermöge seines Wesens, daseyn oder nicht daseyn kann: also kann das Daseyn, vermöge desselben Wesens, lange oder kurz, oder gar nicht dauern.

Betrachten wir das zufällige Ding, als bloß möglich: so finden wir an ihm nichts,

wovon die Wirklichkeit, auf irgend eine Zeit erfodert würde. Eben das wiederfährt uns, wenn wir es als in einer bestimmten Zeit existirend annehmen. Wir können weder mit dem schärfsten Auge, an demselben etwas entdecken, woraus sich sein Daseyn, auch nur für den nächstfolgenden Augenblick, mit Gewißheit folgern ließe.

Wie immer wir also, das zufällige Ding ansehen: so fällt uns alsogleich, der wesentlichste Charakter desselben in die Augen. Nämlich in seinem Wesen ist weder der zureichende Grund des Daseyns, noch jener der Dauer anzutreffen.

Wie aber, sollte die Dauer ohne zureichenden Grund seyn? Das wäre sehr ungereimt gedacht. Ohne zureichenden Grund geht das Zufällige, von der bloßen Möglichkeit zur Wirklichkeit nicht über: wie könnte es, ohne dergleichen Grund in dieser beharren?

Itzt kömmt es also darauf an, daß wir den Grund ausfindig machen. Allen Weit-

läuftigkeiten vorzubeugen, wäre mein geringer Rath: wir giengen gerade, auf den höchsten Schöpfer zu. Denn alles wohl betrachtet, ist es doch am wahrscheinlichsten, daß eben diejenige Kraft, welche dem Dinge das Daseyn, für die erste Minute, durch die Erschaffung giebt, auch dasselbe, für die zweyte, dritte, vierte u. s. w. so lange es dauert, durch die Erhaltung verleiht.

Und in der That, den besagten Grund, irgendwo außer dem nothwendigen, in einem zufälligen Dinge, oder wohl gar in dem, von dessen Dauer die Rede ist, suchen, heißt vergebens arbeiten.

Im ersten Falle kömmt immer die Frage zurücke: Wo nimmt das seine Dauer her? Und es ist nur diese Antwort genugthuend: von seinem Wesen. Das aber ist schon wirklich ein wesentliches Merkmaal des Nothwendigen.

In dem zweyten mag sich nur der Wahnwitz einlassen. Denn wenn der Grund des

fort-

fortdauernden Daseyns nicht in dem Wesen liegt; was ich schon bewiesen habe: liegt er auch nicht in den wesentlichen Eigenschaften, noch viel weniger in den veränderlichen Beschaffenheiten; und außer diesen Stücken ist doch in dem zufälligen Dinge nichts zu finden: wie es aus der Metaphysik bekannt ist.

Die vorgebrachten Vernunftschlüsse sind zwar, meines Erachtens, so deutlich, so überzeugend, daß der gegenseitige Zweifel, von dem ich oben Meldung that, von sich selbst verschwindet. Indessen verlohnet es sich doch der Mühe, den Unterschied zwischen den göttlichen, und menschlichen Künststücken etwas genauer zu erforschen.

Lysipp will Alexanders Bildsäule verfertigen: was thut er? wie geht er zu Werke? schaffet er sich den Stoff dazu? O nein! Er wehlet sich dafür den Stein, der schon wirklich existiret. Davon hauet er einige Theile weg; andern verändert er die Lage, oder den Abstand unter sich;

 setzet

setzet wohl auch, wenn es nöthig ist, neue hinzu. Dadurch gewinnt der zuvor grobe, und rauhe Stein ein anders Ansehen; er bekömmt die äußerliche Gestalt, woran er dem Vorbilde gleicht. Und so steht die Bildsäule da, die nachmal durch lange Zeit fortdauert; wenn auch Lysipps Hand an sie nicht mehr angeleget wird.

Aber wie leicht läßt sich dieß begreifen! Damit die Bildsäule ihr künstliches Daseyn fortsetze, brauchet es weder mehr noch weniger, als daß die Verknüpfung der Theile nicht getrennet, und ihre Lage nicht geändert werden. Und nach dem allgemeinen Laufe der Natur geschieht es ohne dieses nicht; es sey dann, daß eine stärkere Kraft von außenher darauf wirke.

Den natürlichen Kräften also, und den allgemeinen Gesetzen der Natur; oder vielmehr, um der Sache auf den Grund zu kommen, dem allmächtigen Schöpfer, der die Materie mit den Kräften versehen, und den Kräften die bestimmte Weise, und Art

zu wirken vorgeschrieben hat, dem hat die Bildsäule zu verdanken, daß sie, ohne Zuthun des Künstlers, eine Zeit lang bleibt, was sie ist.

Weit mehr hingegen, und weit was anders wird erfodert, damit das zufällige Ding fortdaure. Es muß die Rückkehr in das vorige Nichts verhindert werden. Denn Nichts seyn ist der natürliche Zustand des Zufälligen, so bald, und so lange es sich selbst überlassen wird. Und gleichwie es nie, ohne Wirkung einer unendlichen Kraft, aus dem Nichts hervorbricht: also fällt es auch wieder in dasselbe zurück, so bald diese Kraft zu wirken aufhöret.

Deswegen doch kann man dem höchsten Schöpfer, weder Unvermögen, noch Unwissenheit zumuthen. Er ist allmächtig; weil er alles vermag, was an und für sich möglich ist: er ist allwissend; weil er alles weiß, was sich wissen läßt. Das Unmögliche, und das Unkennliche, gehören nicht

in das Fach der Gegenstände, worauf sich diese anbethenswürdigsten Vollkommenheiten erstrecken.

Nur jenes Werk gereichet dem Meister zur Schande, das nicht so vollkommen ausgearbeitet ist, als es sein Wesen zuläßt, und die Regeln der Kunst begehren. Die Unabhängigkeit von dem Winke des Allmächtigen in der Fortdauer des Daseyns, ist keine Vollkommenheit, die sich mit dem Wesen des Zufälligen, und Eingeschränkten vertrüge.

Noch weiter dehnet sie sich aus, die Abhängigkeit; sie geht auch alle einzelne Handlungen der zufälligen Wesen an. Denn ohne den Beystand des Allerhöchsten können sie weder daseyn, noch handeln.

Daher entspringt die unmittelbare Mitwirkung, der dritte Bestandtheil der allgemeinen Vorsehung; und sie ist mit der Erhaltung aller Dinge, und mit der gränzenlosen Herrschaft des allmächtigen Schö-

pfers über alle Geschöpfe, unzertrennlich verbunden.

Die Erhaltung bezieht sich auf das, was in dem zufälligen Dinge reell ist; denn die Mängel, und Einschränkungen sind derselben, weder dürftig noch fähig. Die wirkende Kraft ist eine Realität: gehöret sie also, nicht auch zu dem, das mit dem Daseyn des Wesens erhalten wird? Das ist die Quelle, woraus ich den gegenwärtigen Satz herleite.

Wenn die Kraft stets erhalten wird: so muß es auch jenen Augenblick geschehen, da sie wirket; wenn es doch einen giebt, wo sie von aller Wirkung ausruhet. Und wenn die Sache also beschaffen ist: so nimmt schon der Erhalter selbst an der Handlung Theil; oder klärer zu reden: er wirket unmittelbar mit. Ihm sowohl, als dem Geschöpfe wird das Physische der Handlung zugerechnet; diesem: weil es die Kraft, die den Augenblick von Gott, durch die Erhaltung herkömmt, dazu anwendet;

jenem: weil er die Kraft, die den Augenblick von dem Geschöpfe dazu angewendet wird, durch die Erhaltung mittheilet.

Auch in Absicht auf die unbeschränkte Herrschaft, die dem größten Herrn, dem Urheber aller Dinge eigen ist, offenbaret sich diese Wahrheit. Gewiß nicht allein im Daseyn: auch im Handeln; und so in diesem, wie in jenem, muß das Geschöpf von der höchsten Macht seines Schöpfers abhangen; wenn wir ihr nicht Schranken setzen wollen.

Wer Gott die vollkommenste Gewalt über seine Geschöpfe zugesteht; und wer wird sich dessen weigern? der muß zugleich bekennen, daß ihr alle einzelne Bestimmungen, welche dem Geschöpfe durch die Zeit seiner Dauer zukommen, unterworfen sind; und daß das Geschöpf mit allen seinen abwechselnden Zuständen, welche die Art, und Weise des Daseyns, in einer stetigen Reihe ausmachen, unter dieser Gerichtsbarkeit steht.

Ob diese Mitwirkung sich auch auf die moralischbösen Handlungen erstrecke, fragen hier einige; und im Falle der Bejahung, fürchten sie sehr: es möchte das der unendlichen Heiligkeit Gottes im Wege liegen.

Die Furcht ist eitel. Wenn die Heiligkeit nicht fodert, daß den vernünftigen Geschöpfen, die Freyheit, das herrlichste Geschenk entzogen werde; und das fodert sie gewiß nicht *: so kann ihr auch diese Mitwirkung nicht entgegenstehen. Denn ohne sie würde alle willkührliche Handlung unmöglich; und die Freyheit Gutes, oder Böses zu thun, gienge nothwendig zu Grund.

Nichts zu melden, daß in der bösen Handlung das Physische von dem Moralischen wohl zu unterscheiden ist. Nicht jenes: dieses ist das Böse; zu jenem: nicht zu diesem leiht Gott seinen Beystand her. Ja dieses verbietet er in seinem Gesetze; und drohet den Widerspänstigen mit den empfind-

* Sieh das VIII. Stück.

empfindlichsten Strafen. Daher läßt sich die That, in so weit sie übel ist, ihm nicht zumessen.

Mit den guten Handlungen, für deren Urheber Gott billig gehalten wird, hat es freylich eine andre Bewandtniß. Das Gute befiehlt er; dazu reizet er uns, mit dem Versprechen der herrlichsten Belohnungen; dazu bietet er uns die kräftigsten sowohl natürlichen, als übernatürlichen Hilfsmittel an. Und in dem besteht die sonderbare, und moralische Mitwirkung.

Vielen von den Feinden der Vorsehung, läßt es ziemlich gleichgültig, ob die Sätze, die ich mir bisher die Mühe gegeben habe, in das hellste Licht zu stellen, wahr sind, oder nicht. Sie stehen gar nicht an, Gott als den Erschaffer, und Erhalter aller zufälligen Dinge anzubethen; noch mehr: sie bekennen von ganzem Herzen, daß eine jedwede Handlung der erschaffenen Wesen, seiner unmittelbaren Mitwirkung vonnöthen hat. Aber nicht so leicht sind sie

von

von dem letzten Punkte zu überzeugen, worauf doch alles ankömmt, wenn die höchste Vorsehung, in ihrem ganzen Prachte erscheinen soll.

Die Beherrschung des ganzen Weltbaues, wähnen sie, sey der erhabensten Majestät des höchsten Herrn unanständig; oder wohl gar, der vollkommensten Ruhe, und Seligkeit zuwider. Ich meyne: die Herren irren.

Der die ganze Verfassung, alle Gesetze, Belohnungen, und Strafen, alle Bürger, und alle ihre Handlungen; ja auch alle sich eräugenden Begebenheiten, auf den letzten Endzweck des Staates weislich richtet, der beherrschet den Staat. So beherrschet auch der Feldherr die Armee; und der Admiral die Flotte. Wie leicht ist daher abzunehmen, daß Gott die Welt auf die vollkommenste Weise beherrschet?

Wir werden ihm doch die unendliche Weisheit nicht ableugnen? Ist aber diese einmal da: so ist schon gewiß, daß er sich

bey

bey der Erschaffung der Welt den anständigsten Endzweck vorgesetzet; daß er die beßten Mittel denselben zu erreichen ausgelesen; daß er diese, so an- und untergeordnet hat, damit der Endzweck vollkommen hervorgebracht werde.

Ferner ist er weise: so ist die gegenwärtige Welt, mit dem Zusammenhange aller Wesen, aller Handlungen, und aller Begebenheiten, das schicklichste Mittel dazu; weil er sie vor allen, bis ins Unendliche möglichen Welten gewehlet; so gewehlet, wie sie in ihrem ganzen Umfange wirklich beschaffen ist. Wird er sich also, nicht auch dieses Mittels so gebrauchen, wie es die Erreichung des Endzweckes erfodert? Wieder ohne Zweifel; wenn er weise ist.

Und würde er sich dessen also gebrauchen, wenn er nicht alle erschaffenen Dinge, insgemein, und insonderheit; die größten und die kleinsten; alle ihre Handlungen, und Wirkungen; alle physischen, und moralischen Gesetze; alle Beobachtungen, und

Ueber-

Uebertretungen derselben; alle Phänomene, und Begebenheiten, auf den gemeinschaftlichen Endzweck lenkete; oder was eines ist: die ganze Welt vollkommen beherrschete?

Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege Glück;
Ihr Schicksal ist bestimmt so gut, als Roms Geschick.

Uz.

Einmal den Foderungen der unendlichen Weisheit muß Genüge geschehen; nichts kann ihnen Einhalt thun, als ein Unvermögen. Und wer untersteht sich zu sagen: Der die Welt aus Nichts geschaffen hat, ist unvermögend sie zu regieren?

So habe ich meine Absicht erreichet. Ich wollte darthun, daß die Beherrschung des ganzen Weltbaues mit den unendlichen Vollkommenheiten, welche die erhabenste Majestät des höchsten Schöpfers ausmachen, unmittelbar verbunden ist. Brauche ich mich noch, nach bündigern Beweisen umzusehen, um den Herren Deisten zu

zeigen, wie ungereimt hier die Furcht einer Unanständigkeit sey?

Nicht das Unanständige zu vermeiden: seinen beschränkten Fähigkeiten zu Hilfe zu kommen, suchet sich der Monarch Männer aus, auf die er einen Theil der schweren Regierungslast überträgt. Das Herablassen zu den geringern Reichsgeschäfften, wird ihm nur damals übel aufgenommen; wenn dabey die wichtigern verwahrloset werden. Ist er im Stande, die kleinen so, wie die großen, und beyde zusammen, durch sich selbst zu verwalten: desto besser für ihn.

Ist es bloßer Eigensinn, oder lautere Wahrheit? entscheiden Sie selbst, meine Herren! Mich dünket, daß in Absicht auf die Beherrschung der Welt, der Unterschied zwischen Großem, und Kleinem, nur ein leeres Spiel unsrer Einbildungskraft ist.

Einerseits, dächte ich, mag die Uebereinstimmung des Ganzen mit dem Endzwecke, ohne die vollkommenste Harmonie aller einzelnen, auch kleinsten Theilchen, schlech-

schlechterdings nicht verstanden werden. Andrerseits stelle ich mir Gott so sehr erhaben vor, daß in seinen Augen der ganze Weltbau nicht größer, als in unsern ein Sonnenstäubchen, vorkommen kann.

Deutlicher von einem so würdigen Stoffe zu reden. Nur die Uebereinstimmung der Theile, auch der kleinsten, machet das Ganze zum schicklichsten Mittel, den vorgesetzten Endzweck zu erreichen. Ist also der göttlichen Majestät nicht unanständig, das Ganze zu beherrschen: so wird auch die Beherrschung der kleinsten Theile nicht ungeziemend seyn?

Gottes Größe, und Erhabenheit ist unendlich, mit der keine endliche in der Vergleichung bestehen kann. Es ist ihm also gleich anständig, das, nach unserer Meynung, Große, oder Kleine zu erschaffen, erhalten, beherrschen.

Diese Betrachtung hat, wenigstens für mich, noch einen andern Vortheil. Sie

entdecket mir das Lächerliche, das nebst der Ungereimtheit, in der Meynung einiger sich Weisedünkenden verborgen liegt.

Die unmittelbaren Gegenstände der höchsten Vorsehung, sagen sie, sind nur die Gattungen und Arten; nicht aber die einzelnen Dinge.

Welcher Logiker weiß nicht, daß die Gattungen und Arten nur Werke unserer eingeschränkten, und abstrahirenden Denkungskraft sind; und daß alles einzeln ist, was jemal existiret hat, existiret, und existiren wird? Daraus aber schließe ich, daß die Gattungen und Arten, eben diese Beziehung auf den allwissenden Schöpfer, und das ganze Weltgebäude haben, die dem einigen ist, das wir blödsinnigen Menschenkinder groß, oder klein nennen.

Aber das heißt, Gott zuviel Geschäffte auf den Hals laden; das heißt die gewünschte Ruhe, in der alleine seine wahre Glückseligkeit besteht, stören wollen. So

beliebte

beliebte es dereinst dem Epikur zu sprechen. Und es nimmt mich nicht Wunder; denn Epikurs Götter waren nur Schatten der Gottheiten, erdichtet, damit er den sehr gegründeten Argwohn der Atheisterey, wenigstens bey dem unwissenden Pöbel, von sich ablehnete. Wie aber Leute von Einsicht; Leute, die von ihrer Weltweisheit so groß Wesen machen; Leute, die sich der richtigsten philosophischen Begriffe rühmen; wie dergleichen Leute den atheistischen Kohl immer aufwärmen können, das verstehe ich nicht.

Wenn ich mir Gott vorstelle: stelle ich mir ein allwissendes, ein allgegenwärtiges, ein allmächtiges Wesen vor; und sodann ist es mir sehr begreiflich, daß ihm die Beherrschung des ganzen Weltalls, bis auf die kleinsten Theilchen, keinesweges beschwerlich fallen kann.

Ist er allwissend, denke ich mir: so kostet es ihm keine Mühe, die anständigste Endabsicht, die schicklichsten Mittel, die

beßte Weise dieselben anzuordnen, einzusehen.

Ist er allgegenwärtig: so kann er ohne Bemühung, überall selbst seinen Willen kund machen; die Befehle austheilen; einem jeden Dinge insonderheit den gehörigen Standort, die geziemenden Verrichtungen, und Obliegenheiten anweisen.

Ist er allmächtig: so kann er ohne müde zu werden, thun, erschaffen, erhalten, zernichten, versetzen, zusammenfügen, absondern, was, und wie er will. Der Wille für sich selbst ist schon wirksam: er will; und es geschieht.

Sehen Sie, meine Herren! so denke ich. Sagen Sie mir zur Gnade: sind diese Gedanken eitel, oder fehlerhaft, oder falsch? Sie schweigen; und ich verfolge meine Betrachtung.

Thätig seyn gehöret zu dem Begriffe des unendlich Vollkommenen. Weil nun das der ächte Begriff von Gott ist: so ist er ver-

möge seines Wesens thätig, stets thätig; denn das Aussetzen würde eine Veränderung nach sich ziehen. Der Gedanke führet mich weiter.

Die Seligkeit Gottes entspringt aus dem deutlichsten Anschauen seiner eignen gränzenlosen Vollkommenheiten, worunter auch die stete Wirksamkeit, wie gesaget, zu zehlen ist.

Wie soll ich also die vollkommenste Seligkeit des höchsten Wesens, in einer unthätigen Ruhe, im Nichtsthun suchen? Aus welchem Grunde soll ich dafürhalten, daß dieselbe durch die Beherrschung der Welt gestöret werde?

Nein so denkt die gesunde Vernunft nicht. Sie lehret mich vielmehr, die weiseste, und gütigste Vorsehung des höchsten Herrn, in allen Geschöpfen, und ihren Handlungen; in dem ganzen Laufe, und allen Erscheinungen der Natur, mit tiefster Ehrfurcht anbethen. Nur

Ein weicher Aristipp, der auf die Wollust
geizt;
Und täglich seinen Leib zu neuen Lüsten reizt.
Der keine Pflichten kennt, und lebt allein zum
Schlemmen,
Läßt seine Lüste nicht durch Gottes Schreckbild
hemmen.
Er leugnet, was er scheut: sperrt Gott in Him-
mel hin;
Und läßt, wenn Gott noch ist, doch Gott nicht
über ihn.
Nicht weil zum Zweifel ihn Vernunft und
Gründe leiten;
Nur weil Gott, wenn er herrscht, ihm Stra-
fen muß bereiten.

Haller.

Fortsetzung.

Hätte ich den göttlichen Rathschlüssen beygewohnet: Fürwahr! der Weltbau würde besser ausgefallen seyn.

Diese waren die kühnen Worte Alphonsens des hochmüthigen Königes in Castilien. Vermuthlich wollte er den Planetenlauf anders eingerichtet wissen; denn der schien ihm nach seinen astrologischen Beobachtungen viel mangelhaftes zu haben.

Glückliche Zeiten, wo man dergleichen Alphonsen noch an den Fingern zehlen konnte! Im gegenwärtigen Jahrhunderte vervielfältiget sich die Sekte, fast zum Erstaunen. Mit jedem Tage wächst die Zahl derjenigen, die aus der Erfahrung die Vorsehung Gottes umstoßen wollen.

In ihren Augen hat die Welt allzu viel Willkührliches, Unordentliches, Unregel-

mäßiges, offenbare Spuren eines blinden Zufalls.

Herrschet eine höchste Vorsehung, sagen sie: woher so viele Misgeburten unter den Pflanzen, Thieren, und Menschen? Warum so vielerley Gattungen der Insekte, so unedle, so unnütze, so schädliche Geschöpfe; zumal da viele so klein sind, daß sie weder mit Beyhilfe der Vergrößerungsgläser können entdecket werden? Wozu Blitz, Donner, Hagel, Erdbeben, und andre so schreckbare Erscheinungen? Wozu —

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, das ihr bloß nach euerm Winkel kennet!
Verwägen tadelt ihr, was Weise nicht verstehn.
O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn!
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in größern Glanz verstecken.
Uz.

Ja, das Ganze muß übersehen, und die Theile müssen nur in der Beziehung auf

dasselbe

dasselbe betrachtet werden; wenn man von der Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit eines Dinges richtig urtheilen will. Aus einem Blatte; aus einem Rädchen; aus einem Gliede; aus einem Zimmer; läßt sich doch nicht die Vollkommenheit des Buches, der Uhr, der Bildsäule, des Palastes entscheiden.

Ich betrachte das menschliche Auge an, und für sich; und ich gestehe: dieses sonst so außerordentliche Kunststück des Allerhöchsten, kömmt mir itzt sehr mangelhaft vor; mangelhaft in dem, daß es der Seele, von den kleinern Gegenständen keine Empfindungen, wenigstens keine klaren Empfindungen zuführet.

Ich kehre die Sache um; und betrachte es als einen Theil des Leibes, in der Beziehung, die es auf denselben hat. Und sieh! den Augenblick verschwindet der Mangel; ja er geht, durch eine wundervolle Veränderung zur Vollkommenheit über.

Gewiß Vollkommenheit ist es, daß mir mein Auge die kleinsten Körperchen nicht klar vorstellet; denn ich würde alsdann, nur im kleinsten Abstande, nur die kleinsten Theile von den großen Objekten, und also beynahe nichts, wenigstens nichts zu meinem Gebrauche nützliches sehen. Vollkommenheit ist es, daß mir mein Auge die gräßlichen Thierchen, die in der Luft, in der Speise, in dem Tranke, so häufig herumschwimmen, nicht vormalet; denn daraus würde in mir der heftigste Eckel entstehen, der die Zerstörung meines Körpers vor der bestimmten Zeit bewirkete.

Die Anwendung giebt sich von sich selbst. Was von dem ganzen Weltall in unsre Sinne fällt, ist ein sehr geringer Theil davon. Von dem Verflossenen ist uns wenig: von dem Zukünftigen nichts bekannt.

Und was wissen wir von dem Gegenwärtigen? Von der Sonne, den Planeten, den Sternen kaum ein wenig mehr, als daß sie dasind. Mit der Erdkugel, die

wir bewohnen, sind wir zwar etwas vertrauter; aber auch da entziehen sich Millionen Dinge unserm Kenntnisse. Wir benutzen einige ihrer Körper; aber nicht die innerliche Beschaffenheit: die bloße Oberfläche davon ist es, das wir kennen. So übersehen wir dann nicht das Ganze, und dennoch sind wir dreiste genug, um von der Unvollkommenheit desselben das Urtheil zu fällen.

Die Vollkommenheit besteht in der Uebereinstimmung aller manchfaltigen Theile zu dem gemeinschaftlichen Endzwecke. So lange wir also, nicht überzeugend darthun mögen, daß alle Theile dieses Weltalls aufs beßte zur Endabsicht des Schöpfers übereinstimmen, oder nicht übereinstimmen: ist jeder Ausspruch, den wir thun können, verwägen. Und so lange wir bey dem, was uns die wirkliche Erfahrung lehret, stehen bleiben: ist diese überzeugende Probe nicht zu erwarten. Höher, bis zu dem Throne der unendlichen Weisheit des allmäch-

mächtigen Schöpfers muß sich unser Gemüth schwingen. Sie alleine benimmt uns gänzlich den Zweifel, worein uns manchmal einige anscheinende Gegengründe setzen könnten; denn sie kann nur das schicklichste Mittel zur Erreichung des Endzweckes, eine in ihrer Art vollkommene Welt wehlen.

Man würde mich übel verstehen, wenn man glaubete: ich wolle den Beweisen, die man sonst bey diesem Stoffe von der Erfahrung herzuholen pfleget, alle Kraft absprechen. Die sichtbare Natur bietet uns überall genugsame Spuren der weisesten, und gütigsten Vorsicht dar: nur völlig überzeugend sind sie nicht; wenigstens nicht für die harten, ungelehrigen, und von bösen Leidenschaften bestürmeten Herzen.

Freylich ein sanfter, gelehriger, ruhiger Mensch sieht niemal die Natur an, ohne mit lebhaftesten Regungen der Ehrfurcht, und Dankbarkeit, gegen die höchste Vorsehung erfüllet zu werden.

Wenn

Wenn er den kunstvollen Bau des menschlichen Körpers betrachtet, ruft er bewundernd mit Hallern aus:

Seht den Zusammenhang, die Eintracht in
den Kräften;
Wie jedes Glied sich schickt zu menschlichen
Geschäfften;
Wie jeder Theil für sich, und auch für andre
sorgt;
Das Herz vom Hirn den Geist: dieß Blut
von jenem borgt.
Wie im bequemsten Raum sich alles schicken
müssen;
Wie aus dem ersten Zweck noch andre Nutzen
fließen.
Der Kreislauf uns belebt, und auch vor
Fäulung schützt;
Der ausgebrauchte Theil von uns sich selbst
verschwitzt.
Und unser ganzer Bau ein stetes Muster schei-
net,
Von höchster Wissenschaft, mit höchster Huld
vereinet.

Eben solche Regungen fühlet er, wenn er den künstlichen Zusammenhang aller

Welt-

Weltkörper überdenkt. Sieh da, saget ihm das Herz: das Meisterstück der Vorsehung.

Dort wirkt ein voll Gestirn auf seines gleichen hin;
Giebt Kräfte zum Geschenk: nimmt Kräfte zum Gewinn.
Hier wirkt ein großer Stern auf seine kleinren Welten;
Und diese müssen ihm mit Kräften Kraft vergelten.
Schafft der Planeten Lauf der Sonne sichre Ruh;
So strömt sie Lauf und Stral auf die Planeten zu.
Die Erde treibt den Mond, und wird vom Mond getrieben.
Und Dienst, und Gegendienst ist allen vorgeschrieben.
Luft, Erde, Pflanze, Thier, Erz, Feuer, Wasser, Stein,
Hilft sich einander fort; nichts ist für sich allein.
Die Erde giebt der Luft den Dunst zum Thau, und Regen;
Die Luft verbessert ihn, und treufelt ihr dagegen,

Ein schwefelreiches Naß aus ihrem Schooß
herab.
Der Lohn ist jeder gleich für das, was jede gab.
Den Pflanzen geußt die Luft die Nahrung in
die Röhren,
Und läßt zu deren Wohl, uns ihre Winde
hören.
Sie füllen wiederum mit dankbegiergen Hauch,
Und mit gewürztem Duft der Wolken leeren
Schlauch.
Es muß der Kräuter Saft erst grünen; dann
veralten,
Um mit verschiedner Kost die Thiere zu erhal-
ten.
Kein Blümchen treibt umsonst: u. s. w.
Kein Staub kann ohngefähr, und kann um-
sonst entstehen;
Umsonst, und ohngefähr soll keiner untergehen.
Ein unentbehrliches, ein allgemeines Band,
Umschlingt den ganzen Bau, vereinigt jeden
Stand.

Withof.

In der That, dieß allgemeine Band ist in der Natur so offenbar, daß um es wahrzunehmen, nicht mehr vonnöthen ist, als die Augen recht aufzuthun. Wer es dem-

demnach nicht sieht, der öffnet entweder die Augen nicht, oder er ist mit offenen Augen blind.

So bald aber alles in dem Weltgebäude verbunden ist: kann darinnen nichts unedel, verächtlich, schädlich, oder überflüßig heißen; denn in der Verbindung dienet es schon zur Erreichung des gemeinschaftlichen Endzweckes.

Daher sind alle Klagen höchst unbillig, die man über die anscheinenden Mängel der Theile dieses Weltalls führet. Die Misgeburten, und andre dergleichen Dinge haben so, und nicht anders, seyn müssen, eben darum, weil sie nur Theile sind; und weil sie als Theile, durch ihren bestimmten Dienst, in dem Zusammenhange mit den übrigen, die bestimmte Vollkommenheit des Ganzen ausmachen; obwohl die Weise und Art dieser Uebereinstimmung unser beschränkte Verstand nicht völlig begreift.

So

So kam ein jedes Theil zum Ganzen angewandt;
So kam die ganze Welt aus ihres Schöpfers Hand.
Der nöth'ge Selbstverlust, der Mangel in den Theilen,
Muß in dem ganzen All den größern Schaden heilen.
Vielleicht kömmt auch einmal dem Theil noch selbst zu gut,
Was er für fremdes Wohl zu seinen Schaden thut.

Withof.

Nicht völlig, sage ich; denn etwas sehen wir doch manchmal ein. So sehen wir ein, daß die Insekte weder unedle, noch unnütze, noch dem Ganzen schädliche Geschöpfe sind.

Nicht unedle; denn der Bau ihrer kleinen Körperchen verräth oft mehr Kunst, als bey großen Thieren hervorscheint.

Nicht unnütze; denn sie reinigen die Luft von schädlichen Feuchtigkeiten; sie dienen uns selbst zur Nahrung, theils unmit-

 telbar;

telbar: theils mittelbar; da sie andern zur Speise werden.

Der Fliegen keckes Heer erhält die schlauen Spinnen:
Und diese würden doch umsonst auf Tücke sinnen;
Wenn Vorwitz, Muthwill, Lust, nicht jene fehlen ließ.
Des Pferdes leichter Schweiß muß hier die Fliegen nähren;
Die wird in vollem Flug die Schwalbe bald verzehren.
Die Schwalbe schlingt ein Hecht zum guten Frühstück ein;
Und abends wird der Hecht für unsre Tafel seyn.

Withof.

Nicht dem Ganzen schädliche; denn wenn ihr Gift einigen den Tod verursachet: so bringt er auch andern das Leben. Und was leidet endlich das Ganze bey dem Untergange des einen, der mit dem Ursprunge, oder Erhaltung des andern ersetzet wird.

So sehen wir auch ein, daß so gar die moralischen Uebel in der Welt nicht ohne Nutzen sind: wir wissen, daß auch sie in der Verknüpfung mit den Uebrigen den Endzweck des Ganzen zu befördern helfen; da sie zur Offenbarung der göttlichen Vollkommenheiten viel beytragen.*

Doch wo gerath ich hin? wo werd' ich hingerissen?
Gott fodert ja von uns zu thun, und nicht zu wissen.
Sein Will ist uns bekannt. Er heißt die Laster fliehn;
Und nicht, warum sie sind, vergebens sich bemühn.

Haller.

Die Befehle Gottes genau zu befolgen, und seine milde Vorsehung in allen Begebenheiten, mit tiefster Ehrfurcht anzubethen, ist ohne Zweifel für uns weit rathsamer, als der stolze Versuch, seine verborgenen Rathschlüsse auszukundschaften.

* Sieh das VIII. Stück.

Hier öffnet sich ein Abgrund, wo sich auf einmal auch das schärfste Gesicht verlieret. Wir sind, wie Blinde, die von den Farben: wie Kinder, die von den verwickeltsten Staatsgeschäfften räsonniren wollen; wenn wir uns anmaaßen, die Wege, welche die Vorsehung einschlägt, und die Mittel, deren sie sich zur Erreichung ihrer Absichten gebrauchet, vorwitzig auszuspüren. Sie sind allzu erhaben diese Wege, und Mittel, als daß sie dem menschlichen Verstande sollten begreiflich werden.

Wir haben die Quelle dieser Unerforschlichkeit nicht in der Ferne aufzusuchen. Sie liegt vor uns, und kann von jedem Auge, das wenigstens sechs Zoll weit sieht, ohne Fernglas, ganz leicht entdecket werden.

Die Weisheit, mit der Güte, Macht, und Gerechtigkeit des Weltbeherrschers ist unermessen: die menschliche Vernunft hingegen sehr eingeschränket.

Der Gegenstand der Vorsehung ist von einem für uns unabsehbaren Umkreise, von

einer

einer gränzenlosen Dauer, und von einer erstaunlichen Manchfaltigkeit.

Seine Verhältnisse sind nicht nur physisch; sondern auch moralisch: nicht nur natürlich; sondern auch übernatürlich; wie es die geoffenbarte Religion lehret.

Er enthält beynahe unzehlbare Wesen; einfache, und zusammengesetzte: lebendige, und leblose: geistige, und materielle: organisirte, und nicht organisirte; alle mit fast unendlich verschiedenen Eigenschaften begabt, mit denen sie auf die verschiedensten Arten, nach dem gemeinschaftlichen Endzwecke abzielen.

Wie offenbar, wie vielfach ist die Quelle! Und dennoch schon eine einzige Ader davon wäre genug, die Wege, und Mittel der Vorsehung unsern blöden Augen zu entziehen.

Dazu kömmt noch diese Wahrheit: daß der gemeinschaftliche, und letzte Zweck der ganzen erschaffenen Natur in der Offen-

barung der Vollkommenheiten des Schöpfers besteht. Und da haben wir ferner zu bemerken, daß hier vorzugsweise die moralischen Vollkommenheiten zu verstehen sind, die bloß alleine, durch die freyen und moralischguten Handlungen der vernünftigen Geschöpfe können geoffenbaret werden; und daß wir nie wissen können; wie eine jede Begebenheit in der Welt zu diesen Handlungen das Ihrige beyträgt. Wobey auch nicht außer Acht zu lassen ist, daß in eben dieser Offenbarung ein gewisser, uns unergründlicher Grad von dem Schöpfer, nach seinem höchsten, und weisesten Wohlgefallen bestimmet worden.

Nehmen wir dieß alles zusammen; überdenken wir es aufmerksam, und wir werden, mit dem innersten Gefühle wahrnehmen, daß nach dem Maaße unserer Betrachtung, die Dunkelheit anwächst. O Herr! wie unergründlich sind deine Rathschlüsse! wie unbegreiflich deine Wege!

Erbarmungsvoller Gott! in einer dunkeln
Stille,
Regiert der Welten Kreis dein unerforschter
Wille.
Dein Rathschluß ist zu hoch: sein Siegel ist
zu fest;
Er liegt verwahrt in dir. Wer hat ihn auf-
gelöst?

Haller.

Diese Finsterniß, worein uns die Betrachtung der höchsten Vorsehung setzet, kann uns, wenn wir wollen, sehr vortheilhaft seyn. Von der einen Seite, erleichtert sie uns die Mühe, die Vorwürfe, welche stündlich von den unzufriedenen Gemüthern wider sie gemacht werden, insonderheit zu beantworten: von der andern aber decket sie die Unbilligkeit aller dergleichen Klagen auf.

So bald die Unergründlichkeit der Wege, und Mittel der Vorsehung vorausgesetzet wird, ist ein jeder Zufall hienieden, der billigste, gerechteste, und für mich der

beßte; wofern er nur unter einer erdenklichen Bedingung so beschaffen seyn kann.

Und wer aus uns Kurzsichtigen wird sich getrauen zu sagen: Nein, in diesem, in jenem Falle findet keine solche Bedingung Statt? Werden wir nicht vielmehr das Gegentheil, mit der größten Zuversicht behaupten müssen, weil wir ohne dieß, schon von der unendlichen Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, und Macht des Weltbeherrschers überzeuget sind?

Der sterbende Kleon setzet das Waisenhaus zum Erben seines ansehnlichen Vermögens ein. Patin ein entfernter Anverwandter findet Mittel, und Wege, das Testament umzustoßen, und sich der ganzen Verlassenschaft zu bemächtigen.

Himmel! ruft man aus: ist das die gerechte Vorsehung! kann das der gerechte, und vorsichtige Gott geschehen lassen!

Sachte, meine Herren! Eure Klagen sind unbillig, wenn ihr nicht zuvor darthut,

thut, überzeugend darthut, daß der zugefügte Schade keineswegs, unter keiner erdenklichen Bedingung, dem Waisenhause selbst nützlich werden kann. Ich begehre wenig: dem ganzen Weltgebäude sollte ich sagen.

Aber auch dieses werdet ihr nimmermehr zuwegebringen; denn mir fällt schon wirklich so eine Bedingung ein.

Ich setze nur, daß der Zufall die Herzen mancher bemittelten, und mildthätigen Bürger rühre, die aus Mitleiden eine beträchtlichere Summe Gelds zusammenschießen, als Kleons Verlassenschaft war.

Amynten trifft ein Unglück nach dem andern. Die Sache kömmt endlich so weit, daß er aller Lebensmittel beraubet, von Freunden verlassen, und von Feinden verfolget, unter dem freyen Himmel, Hungers stirbt.

Ist die Vorsehung gegen Amynten ungerecht, und grausam gewesen, oder hat

sie ihn gar von ihrer Sorge ausgeschlossen? Nein. So beantworte ich ganz zuversichtlich die Frage; denn hundert Bedingungen lassen sich hier denken, deren eine jede insonderheit vermögend ist, die Vorsehung zu rechtfertigen.

Die bestimmte Zeit der Wanderschaft ist verflossen; Amynt soll, nach dem Schicksale aller Sterblichen in die Ewigkeit reisen: ist es ein großer Unterschied, ob er im Bette, von einer langwierigen, und schmerzhaften Krankheit gepeiniget, bey dem Ueberflusse der kostbarsten Arzneymittel, oder bey dem äußersten Mangel, in der freyen Luft den Geist aufgiebt? Das erste geschieht täglich unter unsern Augen, und niemand beschuldiget darum die Vorsehung: so kann ihr dann auch die Zulassung des zweyten nicht zur Last geleget werden. Besonders da sie Amynts kurzes Leiden mit tausendfältigem, und immerwährendem Lohne vergelten wird.

Erst nach dem Aerntetag der ausgereiften
Welten,
Löst sich das Räthsel auf vom göttlichen Ver-
gelten.

Withof.

Alcest, und Strephon bewerben sich zugleich um eine ansehnliche Bedienung in dem Staate. Jener ist gelehrt, uneigennützig; ehrerbietig gegen Höhere, und gütig gegen Niedre; mit einem Worte: zu dem Amte gebohren.

Dieser hingegen unwissend; ehr- und geldgeizig; hart und stolz gegen jedermann. Er weiß aber die Sache so einzulenken, daß er, mit schimpflicher Abweisung des Alcest, seines Wunsches gewähret wird. Er tritt das Amt an; und in gar kurzer Zeit machet er Land, und Leute unglücklich.

Da haben wir, saget man, einen offenbaren Beweis, daß sich die Vorsehung, um die Schicksale der Menschen wenig bekümmert.

Nicht

Nicht doch! Das Urtheil ist zu übereilet; es ist vermessen. Sehen Sie sich zuvor wohl um: vielleicht fällt Ihnen eine Bedingung ein, die, wenn sie vorausgesetzet wird, ein Licht aufstecket, wobey der Schein der Ungerechtigkeit verschwindet.

Setzen wir: die Gemeine habe sich schon durch lange Zeit wider Gott, schwerlich versündiget. Wird er nicht das Recht haben, dieselbe auf solche Art zu bestrafen? Wird er nicht, dem Alcest die erlittene Unbild, auf eine andere Weise vergüten können?

In diesen, und dergleichen Fällen, machet selbst unsre kurze Einsicht eine Bedingung ausfindig, wegen welcher, weil sie doch an und für sich möglich ist, auch der hartnäckigste Deist der Vorsehung Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß.

Ich gebe tausend andre zu, in denen wir so etwas nicht deutlich aufbringen können. Aber genug, daß die Wege der Vor-

sehung unergründlich sind; denn schon daraus folget sonnenklar, daß bey einer jeden Begebenheit, der Grund der Billigkeit heimlich verborgen liegt; und daß alles, was sich hienieden eräuget, eben darum höchst billig ist, weil es sich eräuget hat.

In diesem Weltall beweget sich nicht ein Stäubchen, ohne die ausdrückliche Anordnung, oder Zulassung der Vorsehung; und wir können der Weisheit des allmächtigen Beherrschers sicher zutrauen, daß sie jederzeit die schicklichsten Mittel, den vorgesetzten Endzweck, in dem bestimmten Grade, zu erreichen wehlet. Nur hüten sollen wir uns, damit wir nicht die Mittel von dem Endzwecke absondern; oder bey jenen die Vollkommenheiten fodern, die diesem zukömmt; oder wohl gar den menschlichen Geist nach der Auflösung des Körpers in sein Nichts zurückkehren lassen.

Das beglückte Laster, und die gedrückte Tugend, waren von jeher die glänzendsten

sten Einwendungen wider die Vorsehung. Verlieren sie nicht gänzlich ihre Kraft, wenn wir uns des angezeigten Grundes recht bedienen? Und wird nicht auch den schwächern Einwürfen das begegnen, was den stärkern wiederfährt? Es brauchet also nicht, daß ich sie einzelnweise durchgehe, um eines jeden Blöße insonderheit aufzudecken.

Was ich bisher an Tag gebracht habe, ist mehr als zureichend*, die Herren Gegner sowohl des Ungrundes zu überführen, als auch einer unverschämten Verwägenheit zu überweisen.

Nur noch einen kleinen Zweifel, will ich im Vorbeygehen berühren.

Man beschuldiget die göttliche Vorsehung, daß sie nicht allen Menschen die nothwendigsten Heilsmittel genugsam zukommen lasse. Und man bestätiget den Ein-

* Besonders, wenn man die obigen Stücke, die von der Güte Gottes handeln, mit in die Rechnung bringt.

Einwurf mit der Unwissenheit des natürlichmoralischen Gesetzes, die sich bey so vielen barbarischen Völkern bis itzt äußert. Ja, setzet man hinzu: auch die gesittetsten, und weisesten Nationen, als die Perser, Griechen, Römer, haben vormals die abscheulichsten Misbräuche, die offenbar mit dem Naturrechte streiten, mit allgemeinem Beyfalle gebilliget.

Zum Glücke ist die Rede von Menschen, das ist, von vernünftigen Geschöpfen. Denn eben die Vernunft ist es, die einem jeden die Gesetze der Natur ankündiget; sie ist es, die durch ein innerliches Gefühl das Gute von dem Bösen unterscheidet, und jenes zu thun, und dieses zu meiden lehret; sie ist es, die den Hauptgrund alles Rechtes, die dreyfache Liebe, gegen Gott, gegen den Nächsten, gegen sich selbst, tief in das Herz einpräget. Hat also Gott allen Menschen die Vernunft verliehen: so hat er auch allen das Naturrecht genugsam kund gemachet.

Kein Mensch verwildert so, dem eingebohrnes Licht
Nicht, wenn er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht.
Die Kraft vom Blut, und Recht erkennen die Huronen,
Die dort am Mitchigans beschneyten Ufern wohnen.
Und unterm braunen Sud fühlt auch der Hottentott
Die allgemeine Pflicht, und der Natur Gebot.

Haller.

Die allgemeine Pflicht; denn freylich die besondern sind oft schwerer zu erkennen. Sie müssen durch Vernunftschlüsse aus den allgemeinen Gründen hergeleitet werden; und das ist nicht eines jeden Werk; weil es einen aufgeklärtern, und geübtern Verstand fodert. Aber thut es was zur Sache? Nichts. Unstrafbar ist der Fehler, der nicht vermieden werden kann.

Das Beyspiel einiger barbarischen Völker beweist nicht mehr, als daß bey ganzen Gemeinen nicht unmöglich sey, was wir

so oft bey einzelnen Menschen erfahren. Nämlich daß man anders denken, anders handeln könne; daß die unmäßige Liebe der sinnlichen Gegenstände den rechten Gebrauch der Vernunft verhindere; daß endlich dieselbe durch die unbändigen Leidenschaften, und durch die verjährte Gewohnheit, ihnen allemal nachzugeben, fast gänzlich erstickt werde. Daraus dann nothwendig eine dumme Unwissenheit des moralischen Gesetzes entspringt; aber eine sträfliche Unwissenheit, die weder der Vernunft, noch der Natur, noch dem vorsichtigsten Urheber der Natur: sondern lediglich der freywilligen Bosheit des Menschen zur Last zu legen ist.

Eben diese Betrachtung läßt sich auch zum Theile auf die polizirten Nationen anwenden. Was wir von ihnen wissen, ist im Grunde weder mehr noch weniger, als daß sie gewissen Lastern, und Misbräuchen, die von der Vernunft allzu sehr gemisbilliget werden, das Bürgerrecht öffentlich ertheilet

theilet haben. Ob sie es aber aus unsträflicher Unwissenheit gethan, das wissen wir nicht. Ja wir wissen vielmehr im Gegentheile, daß so etwas gar nicht wahrscheinlich ist.

Denn in der That, es ist sehr unglaublich, daß sie niemals die innerlichen Gewissensbisse dabey sollten gefühlet haben; zumal die Rechtschaffnern, und Gelehrtern von ihnen sich, von Zeit zu Zeit, dawider öffentlich erkläret haben. Aber was vermag nicht eine stürmische Leidenschaft, eine niederträchtige Menschenfurcht, eine eingewurzelte Gewohnheit!

Ihn fodre ich itzt auf, den Freygeist von einem guten Herzen; wenn es doch so einen in unsrer sublunarischen Welt giebt. Ihn beschwöre ich bey dem Charakter eines ehrlichen Mannes, den er mehr, als das Leben schätzet: daß er die Gründe, womit ich die Vorsehung befestiget, und die Gegenzweifel gehoben habe, wohl überdenke, mit aller möglichen Aufmerksamkeit überdenke.

denke. Ich bin versichert: er wird das Vernunftmäßige einsehen; und wie er gewohnt ist, auch ergreifen.

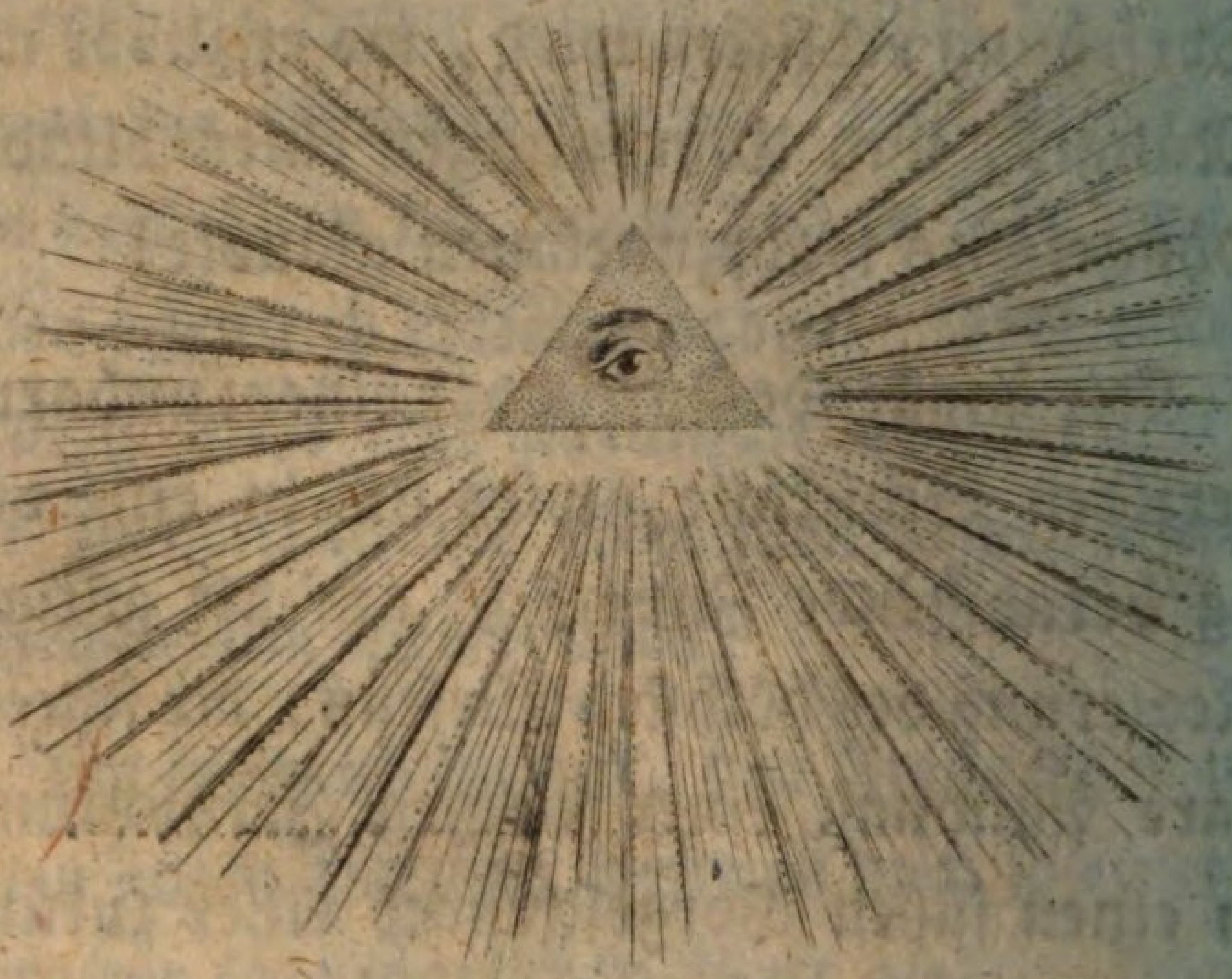
O! welche Freude, welches Vergnügen wird alsdann in seinem Herzen aufleben! Wie entzücket wird er seyn, wenn er dort die herrlichsten Spuren der weisesten Vorsehung erblicken wird, wo er zuvor nur Mängel, und Unordnungen eines blinden Ohngefährs wahrzunehmen glaubte!

Die ängstende Furcht vor einem unbarmherzigen Schicksale, wird sich in eine völlig beruhigende Zuversicht auf die gütigste Regierung des höchsten Wesens: die schreckbare Ahndung einer ewigen Zernichtung, in einen süßen Vorgeschmack einer zukünftigen wahren Glückseligkeit verwandeln.

Er wird das Gute und Böse; das Glück und Unglück, nur als Geschenke, von der huldreichen Hand des beßten Vaters annehmen; und also nie das Gleichgewicht des Gemüthes, die einzige, und wahre

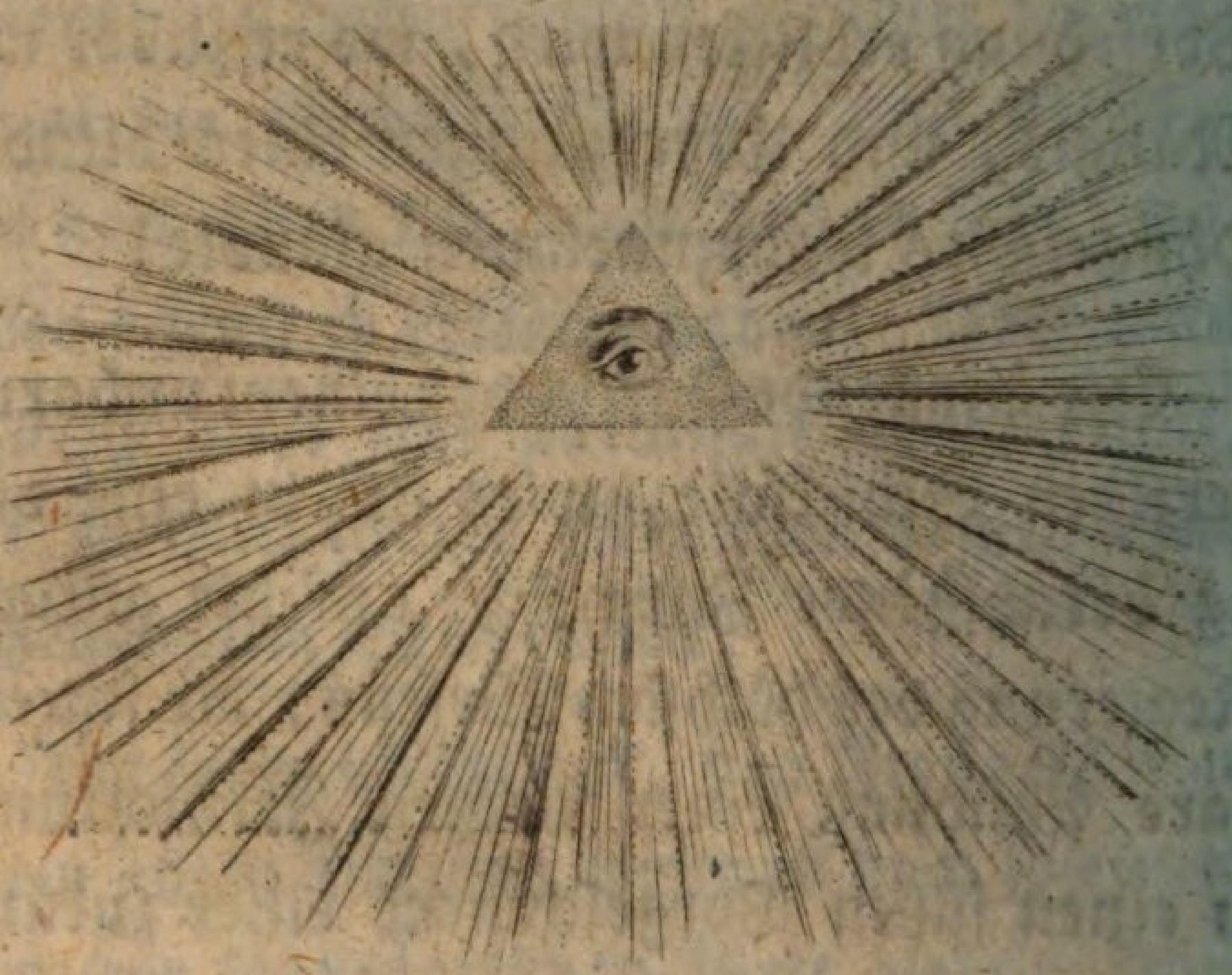
Quelle der gewünschten innerlichen Zufriedenheit, verlieren.

Er wird — — Aber das läßt sich empfinden: nicht sagen.



Quelle der gewünschten innerlichen Zufriedenheit, verlieren.

Er wird — — Aber das läßt sich empfinden: nicht sagen.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Storchenau, Sigmund von, 1731-1797

Die Philosophie der Religion

Bd.: 1

Augsburg 1775

Polem. 2659 xo-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10776720-3
VD18 80049354-001